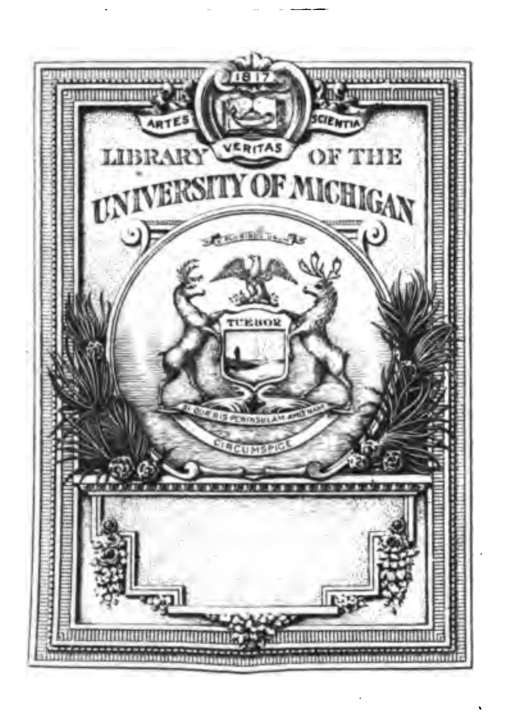

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



F. W. Weitsch del. D. Berger fecit 1801.

J. J. ENGEL'S SCHRIFTEN.

ERSTER BAND.



DER PHILOSOPH FÜR DIE WELT.

ERSTER THEIL.

BERLIN 1801.

IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

HERRN ASSESSOR

DAVID FRIEDLÄNDER

IN BERLIN

MEINEM EDLEN FREUNDE

GEWIDMET

— — — edel im Buche der
Grofsen Götter, obgleich nicht auf der Rolle des
Censors. — — — —

Ramler.

INHALT

DES ERSTEN BANDES.

ERSTES

DER

PHILOSOPH

FÜR DIE WELT.

ERSTER THEIL.

ERSTES STÜCK.

DIE GÖTTINNEN.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in steter Uneinigkeit. Beide wünschten ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altären der andern; erst mufste er des Dienstes der Venus überdrüfsig seyn, ehe er sie verliefs und sich dem Dienste Minervens weihte. Nur hie und da fand sich ein Sterblicher, der seine Opfer unparteiisch zwischen beiden theilte: und dieser war immer, nach dem eignen ge-

heimen Urtheile Minervens, der weiseste. Jede der Göttinnen hatte Hoffnung ihn ganz zu gewinnen, und jede überschüttete ihn daher mit ihren süſsesten Wohlthaten und ihrem schönsten Segen.

Indessen kam die Eifersucht beider Göttinnen nur selten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten seine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter seines Hauptes, und gegen solche Kinder ist die Liebe sehr zärtlich; auf der andern, hatte er auch der Venus groſse Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm so manche selige Schäferstunde verschafft, worin er seiner Majestät vergaſs, und sich für die vielen Sorgen seiner Regierung eben so belohnte, wie sich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für ei-

nem erhabnern Beispiele könnten sie auch folgen, als dem Beispiele Jupiters? —

Gemeiniglich blieb es also zwischen beiden Göttinnen bei Blicken, bei Ironieen, bei Anspielungen; kurz, bei dem ganzen kleinen Nadelgefechte, womit sich die Damen oft schmerzhaftere Wunden zu ritzen pflegen, als die Männer sich schlagen. Die Göttinn von Cythere fuhr dabei noch am besten. Minerva war zu ernsthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philosophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihre Soriten Apollo gähnte, daſs ihm von der Bewegung der Lorbeer um seine Schläfe rauschte; wenn Bacchus, zurück gelehnt an einer der Säulen des Göttersaals, mit vorgestrecktem Bauch und beide Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegschnarchte; wenn selbst der Adler

Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener süſsen und malerischen Stellung schlummerte, worin ihn Pindar beschreibt: so fing auf einmal die sorglose Venus an, mit ihrem Buben zu tändeln, oder warf sich wohl gar auf ihren beruſsten Vulkan, an den sie so viel Liebkosungen verschwendete, ihm so viel süſse Thorheiten vorsagte, so oft den ambrosischen Kuſs auf seine Wangen und Lippen drückte, daſs Alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten Alle vor Lachen über den guten Ehemann ersticken, der alle diese Schmeicheleien für baare Münze nahm, und sich vor Freude und Zärtlichkeit nicht zu lassen wuſste. — Auftritte dieser Art gingen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte sie

oft die gröfsten Bitterkeiten ausgeströmt, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit sich erinnert hätte dafs sie die Göttinn der Weisheit wäre.

Liebes Kind, zischelte oft Jupiter seiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es sollte dein Vortheil seyn, wenn du mit der von Cythere Freundschaft hieltest. — Minerva selbst sah das ein; aber sie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eifersucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. Alle Welt drängte sich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die ersten, die schönsten Früchte geopfert: zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten um sich der Venus Gunst zu versprechen; und so bekam die gute Tochter Jupiters

nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre sah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mädchen: es war an ihren Festen das lebendigste Gewühl um sie her; im Heiligthume Minervens standen nur sparsame Gruppen kraftloser Greise und welker Matronen, die mühsam an ihren Stäben herzuschlichen, statt Opfer Weihrauch brachten, und ihrem Reiche nur noch wenig Dienste versprachen. Selten fand sich ein Jüngling, und noch weit seltner ein Mädchen. — Kam einst von der Liebe, aus Verdruſs nicht erhört zu seyn, ein Mann oder ein Jüngling zu der Weisheit herüber; so war es mit unwillig langsamen Schritt, und immer den Blick mehr hinterwärts als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es selten, daſs er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Nur ein

einziges flüchtiges Lächeln, das die Göttinn ihm nachschickte; so war aller Unwille aus seiner Brust verschwunden, und er eilte nur desto brünstiger wieder zurück. Ja selbst unter den abgelebtesten Greisen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meisten forderten ihre Gunstbezeugungen nur, um doch Etwas zu haben, da sie das nicht mehr haben konnten was sie sonst freilich am liebsten gehabt hätten.

Einst, da sich Minerva, beim einsamen Schimmer des Mondes, zu dem geliebtesten ihrer Lieblinge herabliefs, um ihn mit ihren geheimen Einflüssen zu begünstigen, und sein innres Auge zum seligen Anschauen der intellectuellen Schönheit zu öffnen, fand sie ihren Platz schon von der Göttinn der Liebe eingenom-

men, und den ernsthaften Weisen mitten in dem noch seligern Anschauen einer sinnlichen Schönheit begriffen. Dieser neue Triumph ihrer Feindinn war allzu kränkend, als dafs sie ihn so im Stillen hätte verschmerzen sollen. Sie verfolgte von diesem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendsten Anmerkungen, und fand bei den entferntesten Veranlassungen Übergänge zu Bitterkeiten.

Jupiter, auf den Frieden in seinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und schrecklich zusammengezogenen Augenbraunen hervorschofs; aber umsonst! Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttinn der Weisheit hinlänglich glaubte, dafs Neckereien dieser Art einer Gottheit nicht anständig wären.

O Jupiter! rief Minerva aus, indem sie mit dem Gespräche zur Seite absprang; sage mir: was ist eine Gottheit? Ich bin schon längst in meinem Begriff davon irre geworden. Es giebt ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Altäre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildsäulen die Nationen gebückt liegen, und denen doch gerade das erste Kennzeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttinn der Liebe geworfen, verpflichtete diese, zu antworten.

Das erste Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was ist das?

Wie! was das ist? — Wenn der Mensch fragt: wer bin ich? so behauptet er seinen Vorzug über den Wurm. Wenn

eine Göttinn so fragt, so sinkt sie zur Menschheit hinab. — Die Wohlthätigkeit ist es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrschen.

Und die Gottheit, der dies Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten? —

Sehr gerne! Eine beschämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Diese Gottheit sind Sie.

Ich? lächelte Venus, und sah mit der freien Miene eines reinen Gewissens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer sonst, Madame? — Wenn die Stimme des Jammers die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels so weit übertönt, daſs oft Jupiter selbst in seinem innersten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in seinem Himmel vermiſst: wer sonst ist Ursache, als Sie? — Es ist die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: in den klagendsten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer gefühlte Wollust, als in den feurigsten eines Allegro. — Ich; ich sollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde, die Dichter — was darf ich Ihnen mehr sagen? — sind Dichter.

Armer Apoll! lispelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunstgriff sich eine Partei zu machen, ist sehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeisterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt sein Gesang von Göttern und Weisen und Helden; aber die Sänger der Liebe sind auch die Sänger des Weins, und schöpfen ihre Begeisterung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der sorglose Bacchus, und reichte seinen Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus stand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fing sie an, mit jener freundlichen Holdseligkeit, die jeden Verdruſs verscheucht und jede Sorge hinwegschmelzt; und dann streichelte sie seine Wangen, daſs die kleinste Runzel von seiner Stirne schwand, und die ernsthafte Juno vor eifersüchtigem Zorne glühte: Lieber Vater! rief sie noch einmal: du muſst es wissen; du kennst mich. Ist es wahr; daſs ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeschreiblich, und Juno knirschte vor Wuth. Denn so feind sie auch den Ausschweifungen ihres Gemahls war, so sehr haſste sie doch alle Anspielungen

darauf; sie mufsten denn von ihr selbst, zwischen den stummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fing endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an: Was zankt Ihr denn immer, Ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva sagte, das Kennzeichen der Gottheit ist, so dürft Ihr euch nur versöhnen, um beide mehr Gottheiten zu seyn. Apoll hat euch das so oft schon gerathen, und ich so oft euch befohlen. — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erst über den Kocyt dürfen um ein Elysium zu finden; es wird ihnen an seinen beiden Ufern blühen. — Du, Minerva, bist allzustrenge, und du, Venus, zu leichtsinnig.

Allzustrenge? sagte Minerva; und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne be-

williget ward. Sie sagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris schoſs auf ihrem farbigen Bogen zur Erde. — Ich erbiete mich zu jenem ewigen Bunde, Jupiter, den du mir anträgst; aber nur Geduld! und du selbst magst dann richten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Gestalt mit sich, die den ganzen Himmel in Erstaunen setzte. Es war kein Mensch mehr; es war nur die unvollkommne Idee eines Menschen: ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worin der letzte Funke Feuers erloschen war, lagen tief in ihren Höhlen; sein Nacken war krumm und gebückt, und seine Stimme keuchend, wie eines Nestor.

Da seht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückseligkeit, womit die Göttinn

von

von Cythere ihren Anbetern lohnt! Und solcher Elenden ist der ganze Erdboden voll. Ihr haltet sie für die Göttinn des Lebens? Ihr irrt euch. Sie steht mit den Göttern des Todes in Bündnifs. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grausam als sie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; so ist sie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerschneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfahrt der Menschen am Herzen — wurden über diesen Anblick erbittert. Jupiter schüttelte sein Haupt, dafs der himmlische Pallast durch alle Gemächer erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und selbst der menschenwürgende Mars fluchte in seiner Wuth alle Ströme der Hölle

zusammen. Indeſs saſs die Göttinn von Cythere da, als wollte ſie durch den krystallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefsten Abgründe am Kaukasus sinken: nur dann und wann erhob sie ein schüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Besserung zu geloben schien.

Aber schon hatte sie heimlich, sobald sie Minervens Absicht errieth, dem Mercur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verstand, und schnell, als ob er vom ersten der Götter käme, zu vollstrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel stand der kleinen süſslächelnden Cytherea zu Gebote. Sie war mehr Königinn des Olymps, als Jupiter selbst. Alles liebte sie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus: die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und stand eben in der Mitte einer der gründlichsten Abhandlungen — gründlicher, als sie je ein Mitglied vor der französischen Akademie eines deutschen Königs verlas — worin sie mit gröſster Scharfsinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre Glückseligkeit sei? und mit den triftigsten Beweisgründen darthat, daſs alles was die Göttinn der Liebe den Sterblichen anböte, nichts als Scheingüter wären, nichts, als eitle, hinfällige, sinnliche, thierische, thörichte — —

Und hier kam Mercur wieder zurück. — Ein neues Gespenst? riefen die Götter. Hatten wir nicht schon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft sie hinaus! schafft sie hinaus! oder wollt Ihr den Himmel zu einem Orcus machen?

O Mercur! seufzte Venus, als ob sie

ihre Beschämung nicht länger ertragen könnte: mufst denn auch du, Mercur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dies Gerippe hier Sie an? Schämen Sie Sich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieses hier lassen Sie sich Minerva schämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indefs der Göttinn der Weisheit die Worte im Munde erstarben. — Aber beim Jupiter, ja! das ist kein Liebhaber; das ist ein Weiser. — Armes Geschöpf! Lafs mich dich ansehn! Du blinzelst? Kann dich dieses sanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven so schwach? —

O Göttinn! Und meine Gehörnerven noch schwächer. Rede leiser mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerstimme des Jupiter.

Ist es möglich? Und doch ist meine Stimme, wie alle Götter sagen, die sanfteste im Olympus. — Du zitterst? Dich schaudert? Fühlst du denn nicht den Einfluſs dieses holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt' ich, Göttinn? Der erwärmende Saft des Lebens ist in allen meinen Gefäſsen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttinn! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine desto tödtlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem sich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte: — jene Farbe, und diese Farbe; jene Wangen, und diese Wangen; jene Ohnmacht, und diese Ohnmacht — —

Ist's denn meine Schuld, rief Minerva mit höhnischaufgezogener Oberlippe, daſs

dieser Thor sich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und ist es meine, erwiederte Venus, wenn auch jener, im Genusse der meinigen, keine Gränzen kannte?

Schamlose Vergleichung! sagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, so hat doch der meinige zu dem edelsten Endzwecke gearbeitet. Er hat gesucht, die Menschen zur Weisheit und Tugend zu bilden.

Und der meinige, die Menschen selbst zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach sie. Alle weibliche Gottheiten, selbst die alte großmütterliche Ceres, versteckten das Gesicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen

über die Schamlosigkeit ihrer Mitgöttinn zu. Aber Jupiter befahl dem Mercur, beide Gerippe hinauszuschaffen, deren Anblick ihm die Freude seines Himmels verderbte. Nimm sie nur gleich mit zum Styx, sprach er: denn warum willst du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt sie sicher für Schatten!

Und dann wandte er sich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit! Sehet da die Früchte eurer ausschliefsenden Herrschsucht! Wir alle, so viel unser sind, sollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wollüste des Geistes, noch für die Wollüste des Körpers ist der Mensch allein geschaffen; in beiden stürzt Übermaafs ihn ins Elend. So wie der äufsere Mensch ohne unsre

vereinigten Wohlthaten, ohne meinen Äther, und ohne deine Luft, o Juno, und ohne deine Wasser, Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres, und ohne dein Feuer, Vulcan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus dazwischen, mit emporgehobenem Becher —

Nicht bestehen kann: so kann auch der innre Mensch ohne eure vereinigten Gaben, ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine Triebe, o Venus, ohne deine Musen, Apoll, zu keiner Vollkommenheit aufblühen; und der ganze Mensch kann ohne uns alle — —

* * *

O verzweifelt, mein Leser! Indem ich eine der treflichsten philosophischen Deductionen aus dem Archiv des Himmels, wovon Mercur einige Blätter für mich

entwandt hat, dir abschreiben will; so fährt durch meine einsame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich also mit dem was du hast, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein es zu suchen.

ZWEITES STÜCK.

ÜBER DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER.

AUS EINEM BRIEFE.

— Auch für mich ist der Charakter des *jungen Werther* äufserst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, dahingegen sie bei der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil

unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verachtet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich sehr weit und richtig seyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der grosse Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und Teufel; das andere, Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele Statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekann-

ten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — —

Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluſs haben werden. Er hat Herz, Verstand, und Dreistigkeit; Gunst beim Publikum, und Begierde zu herrschen.

Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unsrer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen gelangen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genaue-

sten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechselnde, immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich grofsen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Örter und alle Einwohner und Begebenheiten umfafst, wird überwogen, und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht, kommt dabei alles auf die eine Betrachtung an: dafs der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal

recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiederbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verständigsten, gröfsten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher giebt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläfst, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhangen. Ich weifs nicht, sagt *Werther* selbst, was das heifst: Leben, Sterben. Ich weifs es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht?

Ich weiſs, daſs man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur, für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophiren nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nehmlich in dem groſsen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniſs, Beurtheilung und Activität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel; mit Einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf, Statt. So weit als diese Erkenntniſs der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinauslaufen wird wenn ich

mir den Arm glücklich ablösen lasse; ich werde mit Einem Arme fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe! Ja, da weiſs ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiſs keine der Folgen, die der Schuſs ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich geboren werden, wachsen, leben, und sterben läſst; der alles weiſs was vor mir war, weiſs, was nach mir seyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders ist, untersuchen: ob es der Natur des Menschen und der Din-

Dinge gemäſs, das heiſst, erlaubt sei, sich zu ermorden; etwas anders die Frage: wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten; wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch davor bewahret werden soll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Den Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punct!

Dies macht bei *Werthern* einen Theil seiner Schuld aus, daſs er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen groſsen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und alles was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz; der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insecten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne als er Ähnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt auf sie mit der vollen

Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein; ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Ähnlichkeiten der Andern, besonders je näher ihm diese Andern an Stande und äuſsern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwierigkeit in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daſs es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntschaft gewiſs an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeiniglich von uns völlig vergessenen und vernachlässigten Werke, lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm Alle unter seiner Vorstellung und Erwartung; so wie jene Dinge seine Vorstellung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht *zuerst* Hang zur Einsamkeit und zu blofsem ungeselligen Nachdenken; *zweitens* Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrükken, die aus der Achtung und Liebe gegen Andre entspringen; *drittens* Hafs und Widerwillen dieser Andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet

sehn, ohne dafs sie seine gröfsern Vollkommenheiten kennten oder Genufs davon hätten; *viertens* gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist; lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden, und darin unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen grofsen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weifs, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und gröfser. So wird also die

ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. *Ihre* Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meinungen über diesen Punct der Mensch bei sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es freilich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe *für* die That mit aller

Stärke der Beredtsamkeit vorzutragen, indeſs die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspuncte zu betrachten: aus dem einen, wenn sie begangen worden ist; aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beide Gesichtspuncte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt; wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäſs er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kenntniſs des Menschen, meine Liebe des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muſs er dabei den andern Gesichtspunct verges-

sen; das heiſst, er muſs mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der gröſste Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen lieſse. — —

Chr. Garve.

DRITTES STÜCK.

DIE HÖHLE AUF ANTIPAROS.

Herr *von Millwitz* war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiſs, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden; gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faſste endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluſs, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluſs kostete ihm um so weniger, da er bei groſsem natürlichen Mu-

the, ein brennendes Verlangen hatte die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäſslichkeit, und der Rath der Ärzte die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er ging auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron *von B***, dessen Rittersitz nur einige Meilen von dem seinigen lag. Das Bedürfniſs des Umgangs machte zwei Menschen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptstadt nie würden geworden seyn.

Einst, da *Millwitz* zu dem *Baron* unvermuthet hereintrat, warf dieser, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worin er eben gelesen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lectüre um so begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! wie Sie wollen! — Für mich freilich noch neu; aber für einen so groſsen Leser wie Sie, vermuthlich schon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als es der Baron ihm mit einer lustigen Miene wegriſs, und ihn mit vieler Selbstzufriedenheit fragte, für was für ein Buch er's wohl halte?

Ich wette, Baron, daſs es ein verliebter Roman ist.

Ei denkt doch! weil *ich* es lese. — Aber, mein Herr Gelehrter; dasmal irren Sie Sich. Rathen Sie besser!

Eine Reisebeschreibung? — und schon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! das darf man bei Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bei mir nicht erwarten? — Sie bilden Sich doch nicht ein, daſs Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland sind?

Da wär' ich sehr unverschämt. Bin ich denn nicht bei Ihnen?

Spötterei! Spötterei! Ich verstehe. — Aber, was man nicht ist, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem Wege dazu. — Philosophie, Freund! Philosophie! — indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt. — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefsten Metaphysik!

Wie? Das sollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erstaunte nicht wenig, als es das berufne *Systême de la nature* war.

Ist es möglich? Sie lesen ein Werk wie dieses?

Also kennen Sie's doch? —

Von Livorno her! Ein Engelländer lieh es mir, da ich krank war.

Nun? und fanden Sie's nicht wirklich vortreflich?

Vortreflich? Ein Buch von solchen Grundsätzen, vortreflich!

Ich meine, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? — Ein Gift, das durch seine Süſsigkeit den Geschmack reizt, ist nicht weniger Gift, und man muſs nur um desto mehr davor warnen. — In aller Welt! wie sind Sie auf dieses Buch verfallen?

Je nun, wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ungefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es sich fand, lieſs man mich's theuer bezahlen. Es kostet mich, wie es da ist, sechs Rubel.

Nun, beim Himmel, Baron! ich wollte, Sie hätten Ihre sechs Rubel einem Armen, oder — hätten sie einem Mädchen gegeben. Eins ist nicht so schlimm, als das andre.

Pfui, Millwitz! pfui! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machen's auch, wie ein Pfaffe. — Erst geniefsen die Herren selbst, und nachher, wenn wir armen Laien nun auch geniefsen wollen, sind wir verdammt. — Warum denn nicht lesen? Haben doch Sie es gelesen!

Guter Baron! Ich und Sie, ist ein Unterschied. — Hätt' ich nie trockne deutsche Metaphysik gelesen, so würd' ich mich vor der beredten französischen fürchten. — Sagen Sie mir; wie konnten Sie, bei Ihrem Abscheu vor aller Anstrengung, bei Ihrer Unlust zu allem tieferen Nachdenken, bei Ihrem wirklichen

Mangel an den vielen Kenntnissen die so ein Buch voraussetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen —

Je nun — die Wahrheit zu sagen — man sitzt in Gesellschaft von euch Herren immer da, wie ein Ölgötze! Man muſs doch einmal mitsprechen können.

Mitsprechen, Baron! — Für das was Sie aus diesem Buche mitsprechen könnten, wäre Zuhören besser. — Und leider! — auf Gegenstände dieser Art fällt die Rede so selten.

So muſs man sie darauf bringen, zum Henker!

Um sich ein Ansehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie stellen Sich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich sehe da keine. — Man amüsirt sich, man lies't, man denkt nach —

Wenn man kann, guter Baron, — Und wenn man's nicht recht kann; so wird man ungewiſs, läſst sich hinreiſsen, giebt Beifall; verliert seinen Glauben an Gott, seine Beruhigung, seine Tugend vielleicht; — und das alles ist Kleinigkeit. Nicht? — — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bei Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! schrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; sind Sie bei Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er sich ein wenig wieder erhohlte — aber man heizt eben nicht mit sechs Rubeln, wenn man's mit einer Kopeke kann; und das Buch — das Buch ist nun einmal mein! Ich will's lesen. —

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Possen! Possen! — Gesetzt nun

auch,

auch, ich werde ein Atheist; was ist's mehr? — Wenn ich's bin, so lasse ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Christen. — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir setzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch frostig sind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flasche Burgunder.

O liebster Freund! fing er dann wieder mit einem Seufzer an: Sie sind gereis't; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daſs ich nicht mitging! — Tausendmal habe ich's schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzählt haben — die ganze Zeit ist's mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle

Abende wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, bester Millwitz! Noch mehr solche Geschichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiſs keine mehr.

Ei was? Sie müssen noch wissen. — Da! frischen Sie Ihr Gedächtniſs auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die Türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron! — als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. — Aber auch jetzt — — Doch was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas gesehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen! die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füſse unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaken, von Meerstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör' ich nichts lieber.

Ein Beweis, daſs Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüſste doch etwas. — Sie haben ver-

muthlich von einer Insel *Antiparos* gehört?

Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm' ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine *Höhle* gebaut hat.

Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein, bei meiner Seele! davon weifs ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weifs man da von der Welt? — Gütiger Gott! was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fing hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte

und mit Inschriften versehene, Höhle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst *Nointel* und nachher *Tournefort* mit so viel Gefahr hinabstiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstergeschichtchen seiner Amme mogte gehorcht haben.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abschüssiger und abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finstres Loch, wodurch wir nicht anders als gebückt, und bei dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie Sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereitet. Er saſs mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen muſsten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen und vor denen ich so nahe vorbei muſste, drehend geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meinen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der

schlüpfrig wie Eis, und also äuſserst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinankletterten — freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron?

Nichts, Millwitz! nichts! — Bloſs mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber, da ich nun eben glaubte sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz

sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daſs sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. — Dann muſsten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem gröſsten Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sei gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muſs doch! Sonst tränk' ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt' ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos treffliche Ärzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Millwitz lachte. — Über die groſse Gefahr! — Gleichwohl, Baron; beim Wiederheraufsteigen gings ärger, als beim Hinuntersteigen. Da hätte Rath dazu wer-

den können. — — Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dies alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter wiederfuhr. — Sie erinnern Sich doch? — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — —'

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Odem, ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt —

Hier brach mir zu meinem gröſsten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm ergriff, als

ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort, und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daſs die Gläser tanzten, und stürzte fast, vor Freuden, den Tisch über den Haufen.

Sind Sie? sind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sei Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdische Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe; und wissen Sie, daſs ich Ihnen vor lauter

Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höhle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen — —.

Aber nicht mit so viel Gefahr! — Sehen Sie Sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es giebt ein Ansehen. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ist's denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Also, Baron — wenn Sie wären zugegen gewesen; Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? —

Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie

zurückgehalten. — Er stand auf, und gab ihm die Hand. Ja, beim Himmel, Millwitz! und wenn ich mich hätte mit Ihnen schieſsen sollen! Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? — Dann muſs ich mich schämen, daſs Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweisen wollen, als ich gegen Sie bewiesen. — Sie haben einen schwachen Kopf, wie Sie sagten?

Den hab' ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen vom Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendsünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen schieſsen sollte, Baron! — Er stand auf, kam zurück, und das *Systême de la Nature* lag im Feuer.

Der Baron war zu sehr erstaunt, als

daſs er sich sogleich hätte fassen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu spät. Das Buch war schon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fing er darauf nach einigem Stillschweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geist, oder der Teufel? —

Der Geist der Freundschaft, Baron, ist ein guter Geist. Sie waren für meine Erhaltung besorgt; es ist Pflicht, daſs ich's für die Ihrige sei.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Höhle konnten den Hals brechen; und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Ärgers. — Zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorsehung werden; einer Tugend, die ohnedies schon auf schwachen Füſsen steht — verzeihen Sie, Freund! — noch vollends alle Festigkeit

nehmen; die Gründe seiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geschöpf, wie der Mensch, das Gröſste und Wichtigste ist: — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie schwärmen. Verlier' ich's denn schon? —

Sie *könnten's* verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für so einen Kopf ist das *Systême de la Nature* nicht geschrieben. Es verlangt feste Nerven, und einen dreisten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der mögte so leicht nicht wieder herauskommen. — — Der Fall hat viel Ähnlichs, Baron. In meiner Höhle, wie Sie sagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: in den Speculationen

dieses Buchs ist für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. — — Und um die Ähnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: Kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen seyn mir zu helfen; und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höhle ein Kreuz schlagen, und gehn, daſs er fortkäme. —

Der Baron muſste nachdenkend geworden seyn, denn er blieb ernsthaft, ob es gleich über sein Lieblingsthema, den Pfarrer, herging. — Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundschaft die Hand:

Sie erkennen, daſs ich Sie liebe? —

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen. —

Nun, so hören Sie mich! Sie beschworen

ren mich mit der edelsten Hitze, nie wieder in eine Höhle zu steigen, und hier meine Hand! ich will folgen. — Aber nun muſs ich auch Sie beschwören: Bemengen Sie Sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorsehung vom Throne stürzen. Bleiben Sie immer, statt Sich in jene trübe Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menschenverstandes, und statt Sich an einem morschen Seil über Abgründe hinzuhängen, auf dem festen, sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. — Aber, fuhr er fort: meine besten Jahre habe ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daſs ich's bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben? —

Sie sollen lesen, Baron. — Es giebt der Kenntnisse viel, die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freilich, ist die eine mehr als die andere werth. — Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daſs ich Sie unterstütze.

Er schickte ihm den Tag darauf den *Reimarus*.

VIERTES STÜCK.

BAYLE AN SHAFTESBURY *).

Mylord,

Es geht noch immer nicht besser mit meiner Gesundheit: der trockne Husten, der sich schon seit geraumer Zeit bei mir eingefunden, und der in meiner Familie beinahe erblich ist, hat wirklich meine Brust angegriffen. Ich liege nun hier auf meinem Lager, und leide von Mattigkeit, Schmerzen und Schlaflosigkeit; vorzüglich aber von der Unthätig-

*) Dieser und der folgende Brief sind an die wirkliche Correspondenz zwischen den beiden berühmten Schriftstellern angehängt. Man sehe *Lettres de Mr. Bayle*, t. III, am Ende.
Anm. d. H.

keit, deren ich so gar nicht gewohnt bin.

Daſs ich mein Lebensende als nahe und gewiſs ansehen muſs, das beunruhigt mich wenig. Da ich einmal auſser Stande bin zu arbeiten, so kann mir das bloſse Leben so viel nicht werth seyn. Nur Einen Kummer hab' ich noch auf dem Herzen, und diesen kann ich allein in *Ihren* Schooſs ausschütten. Ich sehe nun gewiſs voraus, daſs ich die Welt werde verlassen müssen, ohne dasjenige gefunden zu haben, was ich mein ganzes Leben hindurch so eifrig gesucht habe. Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, Mylord, daſs es die Wahrheit war die ich suchte, und von deren weitern Erforschung ich nun abstehen muſs.

Wenn ein Gott ist; woher rührt denn das Übel in der Welt? — Welches ist

das unsichtbare und unbegreifliche Band zwischen Körper und Seele? — Welches sind die allgemeinen Gesetze der Körperwelt, und wie hangen sie mit den Weltbegebenheiten zusammen? — Sehen Sie: so schwere und so wichtige Fragen bleiben mir noch zurück; und ich habe keine Zeit mehr, sie zu beantworten.

Verzeihen Sie, Mylord, den Klagen eines Sterbenden, der sich noch glücklich glaubte, so lange er hoffen durfte. Ich befinde mich jetzt an *der* Scene meines Lebens, wo ich das *ganze* Schauspiel desselben übersehen kann. Es hat die Entwickelung nicht gehabt, auf die ich gehofft hatte, und deren Erwartung mich unter Sorgen und Kummer zu trösten und hinzuhalten pflegte. Ich muſs also urtheilen, daſs ich vielleicht meinen ganzen Lebensplan übel angelegt habe. Ich

hätte vielleicht gleich Anfangs wissen sollen, dafs die Wahrheit eine erträumte Göttinn ist, die von den Opfern welche wir ihr bringen, nichts weifs, sie nicht belohnt, nicht verdient. Dann hätte ich mich nicht so, wie ich gethan, vor der Knechtschaft des Geistes gescheut, meine Gedanken in die Fesseln eines Glaubenssystems schmieden zu lassen; ich hätte, um die Unabhängigkeit meines Verstandes zu bewahren, die mir so kostbar und zur Untersuchung der Wahrheit so unentbehrlich schien, nicht mein erstes Vaterland, das Vergnügen unter meinen nächsten Verwandten und Freunden zu leben, nicht alle häusliche Glückseligkeit aufgeopfert, und ein mühseliges, abhängiges, einsames und sorgenvolles Leben einem bequemen, ruhigen, sorgenlosen und geselligen vorgezogen: ich wä-

re in Frankreich ein Katholik, in Holland ein Prädestinatianer, und überall der Meinung der Mächtigen und Grofsen gewesen; ich hätte mich als jedermanns Freund, und jedermann sich als den meinigen erwiesen.

Doch vielleicht ist es meine eigne Schuld, dafs ich die Gewifsheit nicht gefunden, die mich jetzt beruhigen würde. Vielleicht hab' ich mich nicht gehörig gestellt, um das Licht zu sehen, das so viele Andre zu sehen vorgeben; vielleicht hab' ich mich selbst muthwillig verblendet. — Muthwillig! Ich hoffe, Mylord, dafs ich mich über meine Ehrlichkeit bei Ihnen nicht werde rechtfertigen dürfen. Sie kennen mich, und Sie haben ein Herz, das die Verlegenheiten eines Untersuchers, der keinen festen Grund findet wo er ausruhen kann, mitzufühlen weifs. Wie

wohl ist dem undenkenden Nachbeter, der des Glücks seiner Überzeugung ungestört geniefst! Wie oft bin ich in der Versuchung gewesen, ihn wegen seiner Selbstzufriedenheit zu beneiden, wenn mich ein Zweifel ergriffen hatte, der mir spät die Ruhe der Nacht raubte, des Morgens mich frühe weckte, mich in der Einsamkeit nagte, und in der Gesellschaft mir die Miene eines Träumers oder eines Dummkopfes gab!

Wenn der Zweifel eine Folge von der Art meines Studirens war, so weifs ich nicht, wie ich demselben hätte entgehen können. Noch bis jetzt bin ich überzeugt, dafs ein Forscher der Wahrheit alle Parteien anhören, dafs er auf kein Herkommen und Ansehen der Lehrer achten, dafs er sich in alle Gesichtspuncte stellen mufs, um einen Gegenstand recht

kennen zu lernen, und sich einer vernünftigen Überzeugung zu versichern. Diese Methode kann allerdings alte Lehrgebäude, worin wir so bequem wohnten, wankend machen, das Gemüth zwischen Meinungen hin und her werfen, und so die Gewiſsheit die man gesucht hat, entfernen; allein welchen andern Weg soll der Forscher betreten? was soll er thun, um gewiſs zu werden, als lernen und vergleichen? Ich habe gelernt und verglichen; ich habe mein ganzes Leben dazu angewandt, und Sie sehen, wie weit ich bin. — O Mylord! versöhnen Sie mich, wenn Sie können, mit mir selber! Theilen Sie mir einen Funken von dem himmlischen Lichte Ihrer seligen Gewiſsheit mit, das ich so oft — ach! vielleicht zu voreilig — mit dem Namen einer edlen Schwärmerei belegte.

J. A. Eberhard.

FÜNFTES STÜCK.

SHAFTESBURY AN BAYLE.

Mein theurer Sir,

Wie gerne mögte ich Ihnen erst von Ihrem Lager aufhelfen, und dann, wie wir ehemals pflegten, ruhig mit Ihnen fortphilosophiren! Doch lassen Sie uns thun was wir können, wenn wir nicht können was wir wollen. — Wie? Ein Leben wie das Ihrige, zugebracht in der Untersuchung der Wahrheit; das sollte nicht die beste Vorbereitung zu einem ruhigen Tode seyn? Was Sie Ihr ganzes Leben hindurch so edel beschäftiget hat, das sollten Sie sterbend bereuen müssen?

Welches sind denn die Fragen, die Ihnen noch zurück bleiben; die Sie Sich

noch nicht haben beantworten können? Sind es Fragen, von deren Beantwortung die Einrichtung unsers Lebens abhängt? ob Gott mächtig, weise, gut sey? ob wir ewig dauren werden? ob in der Tugend das höchste Gut bestehe? — Ich würde begreifen, wie Sie unruhig seyn könnten, wenn Sie mit diesen Untersuchungen noch nicht fertig wären. Aber müssen wir, um sie zu unsrer Zufriedenheit zu endigen, erst in alle Staatsgeheimnisse der göttlichen Regierung dringen? Muſs Gott erst alle seine Maaſsregeln durch den Ausgang gerechtfertiget haben, ehe wir glauben dürfen daſs er ein guter Regent sei? Ich meines Theils traue es sogleich seinem Charakter zu, daſs Alles in seinem Reiche gut seyn müsse, und halte alles Böse nur für *Schein*, der bald verschwinden würde, wenn wir seinen gan-

zen Regierungsplan übersähen. *Sie,* mein Freund, dachten nicht weniger gut von Gott; Sie betrachteten das Böse, das Sie in der Welt wahrzunehmen glaubten, als Unkraut, welches von einem übelgesinnten Feinde ausgestreuet worden, indeſs Gott an der Einschränkung und Ausrottung desselben arbeite. Sie sehen, daſs wir Beide uns die Zweifel, die uns in dieser wichtigen Untersuchung beunruhigten, aufgelös't haben; nur jeder auf eine andere Art: die Wahrheit, die wir zu unsrer Ruhe bedurften, ist uns Beiden geblieben. Wenn das aber ist, so können wir viele verwickelte Erscheinungen im Reiche der Natur und der Gnade unerklärt lassen; wir können die ganze Welt als den Brief eines weisen Mannes in geheimer Schrift ansehen, wozu wir den Schlüssel errathen müssen. Der Eine,

indem er in dem Buche der Natur lies't und auf die Erscheinungen in unserm Sonnensysteme kommt, nimmt die Bewegung der Erde, der Andere die Bewegung der Sonne zum Schlüssel; und ein jeder meint die Schrift zur Ehre ihres Urhebers entziffert zu haben. — Wir wissen im Allgemeinen, wozu der Weltplan angelegt ist; wie aber die Ausführung dem Zwecke zustimme? das ist uns oft ein Geheimnifs. Das Erste lesen wir in der Ideenwelt, die uns näher liegt, weil wir sie in unserm eigenen Busen finden; das Andere in der sinnlichen Welt, wovon uns nur einzelne Anblicke der äufsersten Schale vergönnt sind. Es ist das Bestreben des Untersuchers, beide Fäden seiner Erkenntnifs zusammen zu bringen, und sich aus der einen Welt in die andere einen Übergang zu verschaffen. Wenn

er hier Schwierigkeiten findet, die ihm unübersteiglich scheinen: wird er nicht wohl thun, wenn er sich an das hält was er als gewiſs erkennt, und wegen des Übrigen sich nicht beunruhiget?

Ich weiſs wohl, daſs nicht Alle die sich mit dem Philosophiren abgeben, so bescheiden denken; daſs vielmehr sehr Viele sich's zur Schande rechnen würden, auch bei den schwersten Fragen verlegen zu scheinen. Diese Art Menschen hüten sich sorgfältig, mit den Gedanken Anderer bekannt zu werden; sie müſsten denn schon zum voraus wissen, daſs es die ihrigen sind. Es kommt ihnen mehr auf ihren Ruhm oder ihr zeitliches Glück, als auf das Interesse der Wahrheit selbst an; die Wissenschaft, wie die Tugend, ist ihnen, was den Kindern eine bittere Arzenei ist, von der sie nicht begreifen,

wie man sie ohne die Ruthe oder ohne etwas Zucker nehmen könne. Liebt man aber die Wahrheit um ihrer selbst willen, so wird man Alles herzlich umarmen, was uns zu ihr zu führen verspricht; gesetzt, daſs wir auch eine Meinung, bei der wir uns wohl befanden, auf ewig darüber einbüſsen sollten.

Lassen Sie uns indeſs nicht erschrekken, wenn uns dies in tausend Sachen, worüber Andre entscheidend urtheilen, ungewiſs macht; haben wir doch die Hauptsache, alle Wahrheit wovon die Einrichtung unsers Lebens abhängt, in Sicherheit. Nun können wir's ruhig ansehen, wenn sich die Meinungen der Dogmatiker über Gegenstände der Neubegier auf tausendfältige Art durchkreuzen, es gelassen abwarten, für welche Seite der Streitenden sich der Sieg erklären wird,

und allenfalls, so wie es uns unsre Einsicht räth, bald zu dieser bald zu jener Partei übergehen. Ich glaube, daſs, wenn es so mit uns steht, die skeptische Laune uns gerade in die behaglichste Lage versetzt. Was wir durch unser ernstliches Forschen herausgebracht haben, wird zwar wenig, aber es wird das Nöthigste seyn, und wir werden es *sicher* besitzen: in allem Übrigen werden wir auf einer breiten bequemen Bahn wandeln, worauf wir, so weit es nöthig ist, zur Rechten und zur Linken ausbeugen können.

Hören Sie also auf, mein theurer Sir, Sich über eine Gemüthsfassung Vorwürfe zu machen, welche die einzige gute ist, worin sich der Weltweise gegen die Wahrheit befinden kann. Wehe ihm, wenn sein Kopf so voll Lehrsätze und Meinungen steckt, daſs nicht noch ein Fleckchen

für

für den Zweifel übrig gelassen ist! Oder glauben Sie, daſs der in der That und gründlich überzeugt sei, der sich vor dem geringsten Zweifel fürchtet? Die Meisten verbieten sich alles Zweifeln recht geflissentlich; sie besorgen zu ertrinken, wenn sie sich einmal dem Strom der Vernunft überlieſsen. Lieber halten sie sich an jeden Zweig schwacher Hypothesen, ehe sie es wagen, sich durch ihre eigene Kraft über der Fluth zu erhalten. Das ist die Denkungsart des eifrigsten Rechtgläubigen, wie des entschlossensten Freigeistes. Beide fürchten sich, durch den geringsten Zweifel ihr System gleichsam anzubrechen, um nicht am Ende die Kränkung zu haben, es gänzlich verzehrt zu sehen. Der Eine bleibt also durchgängig gläubig, der Andere durchgängig ungläubig. — Wenn Sie das die Wahrheit ha-

ben nennen, nun so kann ich Sie nicht bedauren, daſs Sie sie nicht haben.

Aber Sie haben sie, die Wahrheit, die dem Menschen erreichbar ist. Nicht die, die bei dem Allwissenden wohnt; denn ihren Glanz können sterbliche Augen nicht fassen. Ihr schwacher falber Schimmer, der aus unermeſslicher Ferne unsre Tritte in den Gefilden der Nacht nur kümmerlich erleuchtet, ist Alles, was wir von ihr vertragen können; Alles, was uns von ihr vergönnt ist. Sollen wir uns wundern; sollen wir uns betrüben, wenn bei so zweifelhaftem Lichte unser Fuſstritt irrt, oder wir des rechten Weges nicht gewiſs sind?

Die Wahrheit ist kein nahes Ziel, das man erreichen soll, um dann ewig dabei auszuruhen. Sie ist für Menschen nichts, als vollkommnere Erkenntniſs. Sobald

sich das Bedürfnifs des Wissens in unsrer Seele fühlen läfst, sobald wir die Sehnsucht in uns wahrnehmen, von den unzählbaren Problemen, die uns die Natur bei jedem Anblick vorlegt, das aufzulösen was uns am nächsten liegt; so spornt die Unruhe unsers Geistes alle Kräfte der Seele an, uns durch die Schwierigkeiten der Untersuchung durchzuarbeiten, in der Hoffnung, jenseit dieser Dunkelheiten das volle Licht und unaufhörliche Ruhe zu finden. — Vergebliche Hoffnung! Neue Zweifel verwirren uns, neue Aufgaben reizen unsern immer regen Trieb nach Wissen. Und so werden wir von einem Ziele zum andern gelockt; mit stets neuer Sehnsucht, die nie ganz betrogen und nie ganz befriediget wird, bis wir uns unvermuthet am Ende unsers Lebens, nicht aber unsrer Untersuchung, befinden. Das

ist das allgemeine Schicksal aller Wahrheitsforscher; und wollen Sie Sich beklagen, theurer Sir, daſs es auch das Ihrige ist? Wollen Sie mit dem Allerhöchsten rechten, daſs er Ihnen einen Wahrheitstrieb gegeben, der Sie elend mache, weil Sie ihn nicht befriedigen können? Sie werden besser von Gott denken, wenn Sie besser von Sich Selbst denken werden. Ist denn mein Freund Bayle nicht ein edleres Wesen, als der Matrose, der sich durch das Weltmeer von seinem Schiffe mit forttragen läſst, ohne sich je beunruhigt zu haben, nach welchen Gesetzen es über die Fluthen hingleitet? wie die groſse Weltuhr im unbegränzten Oceane ihm seine Stunden schlägt, und wie ein Fernrohr am Himmel die Straſse findet, die sein Schiff auf den Gewässern der Erde durchlaufen

soll? — Sehen Sie da die Auflösung des ganzen Räthsels! Die wonnevolle Aussicht auf Ruhe und Zufriedenheit, wohin uns die enthüllte Wahrheit zu führen verheifst, lockt aus einer schweren Untersuchung in die andere. Wir sehen uns endlich am Ziel unsers Lebens, ohne vielleicht diese Ruhe gefunden zu haben; was wir aber gewifs gefunden haben, ist die Erhöhung und Veredelung unsers Wesens, durch Erweiterung unsrer Kräfte und unsrer Erkenntnifs.

Gönnen Sie Sich diesen Trost, auf den Sie so gerechten Anspruch haben! Sie werden mit Sich Selbst ausgesöhnt seyn, sobald Sie Muth haben werden Sich nach Ihrem Werthe zu schätzen. — Empfangen Sie noch zum Schlufs die theuresten Versicherungen meiner gefühltesten Hochachtung; und wenn es die letz-

ten seyn sollen die Sie hienieden von mir annehmen können, wenn Sie mir diesseit des Grabes keine Zeugnisse Ihrer Freundschaft mehr geben sollen: so sey dies noch mein letzter irdischer Wunsch für Sie, daſs Sie die Ruhe schon hier ganz finden mögen, die Sie in jenem Leben gewiſs erwartet.

J. A. Eberhard.

SECHSTES STÜCK.

TOBIAS WITT.

Herr *Tobias Witt* war aus einer nur mäſsigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poëtisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daſs ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr *Till*, seiner Klugheit wegen. —

Ei! fing der alte *Witt* an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muſs nur fleiſsig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muſs es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr *Veit* mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen; das that er noch weniger:

immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daſs die Leute den hieſsen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr *Knit* muſs man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht; Sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiſs nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr *Flink:* der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem was

nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daſs die Leute den wieder hieſsen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hieſsen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie muſst du's denn machen, um klug zu heiſsen? — Weder ganz, wie der Herr *Veit*, noch ganz, wie der Herr *Flink*. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr *Flink*, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr *Veit*. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniſs.

Ein andermal besuchte ihn ein junger

Kaufmann, Herr *Flau*, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte *Witt* an und schüttelte ihn: Er muſs das Glück nur suchen, Herr *Flau*; Er muſs darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooſs, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muſs Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straſse voll Balken und Steine und Sparren: und da kam

unser Bürgermeister gegangen, Herr *Trick;* damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daſs die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoëte, Herr *Schall:* der muſste entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riſs ein Seil; der Balken herunter,

und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mufste ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen mufs? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! dafs man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn *Witt* ein junger Anfänger, Herr *Wills*; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das

seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daſs Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht daſs ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloſses Histörchen. — Ich hatte hier in meiner

Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr *Grell* mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieſs? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr *Grell?* Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr *Grell?* Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saſs in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er muſste zum Thore damit hinaus. —

Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtnifs verläfst mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr *Tomm:* der baute von einer andern Redensart das ganze grofse Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen! Die mögt' ich wissen. — Die hiefs? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr *Tomm?* Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: Was ist Ihnen?

War-

Warum so mürrisch, Herr *Tomm?* — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze groſse Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr *Tomm.* Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr *Grell,* mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegen-

heit, bald wie der Herr *Grell*, und bald wie der Herr *Tomm*.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn *Tomm*. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muſs man sprechen, wie der Herr *Tomm;* und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muſs man sprechen, wie der Herr *Grell*.

SIEBENTES STÜCK.

DIE EICHE UND DIE EICHEL*).

Nicht lange nach der Herausgabe des Buchs, worin Herr *Dutens* die sämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweisen schon in den Alten fand, besuchte er seinen Freund, den Marchese *Gemelli*, auf dessen unweit Turin gelegenem Landgute. Er traf ihn im Park, und das Ge-

*) Plato schrieb Sokratische Gespräche, noch bei Lebzeiten des Sokrates. »Was hat dieser junge Mensch mich nicht alles plaudern lassen!« sagte einst Sokrates, da er eins dieser Gespräche lesen hörte. — Wenn Herr Dutens diesen Aufsatz sehen und das Nehmliche sagen sollte, so mag der Verfasser es haben. Das wird jener schwerlich zu ihm sagen: Du bist nicht Plato; denn er würde sich der Antwort aussetzen: Du bist nicht Sokrates.

spräch fiel, sogleich nach den ersten Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutens.

In der That, Herr Dutens; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte fast allen, die sich an diese Untersuchung wagten, an hinlänglicher Einsicht und Unparteilichkeit. — Wer die Alten genugsam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte sich für seine gelehrten Nachtwachen durch den unmäſsigen Werth belohnen, den er den Gegenständen seines Fleiſses gab; dieser wollte sich, wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit, eben durch seine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wissen, wie das ist, liebster Freund. Man ergötzt sich über das was man hat, durch

den Werth den man ihm giebt, und tröstet sich über das was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben also, dafs ich beide Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Dafs ich gleiche Unparteilichkeit gegen Alte und Neue bewiesen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als andre, Herr Dutens. — Auch vereinigten Sie mehr, als andre, jene zwiefache Kenntnifs, die zu so einer Vergleichung nothwendig ist.

Sie schmeicheln mir sehr, Herr Marchese. — Aber wenn ich Sie kenne, so ist eben Ihr Lob schon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Lassen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das ist? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutens! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die schönste und gröſseste dieser Gegend. — Wie weit hat sie ihre Wurzeln verbreitet! wie tief in den Boden geschlagen! — Der Orcan kann sie nicht stürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! Welche Pracht ihrer Krone! Wie herrlich sie ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land sie beschattet! — — Nicht wahr? Sie sind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marchese?

Betrachten Sie mir jetzt diese Eichel! — Unläugbar schlieſst sie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in sich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Haupttheile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Ist darum die Eichel eins mit der Eiche? Ist dieses hingestreute, dem Zufall überlaſsne, vielleicht zum Vermodern bestimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freistatt giebt: ist es jenem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher schattenden Baum zu vergleichen, der aus der unansehnlichen Eichel hervorkeimte, und langsam, in ganzen Jahrhunderten, zu dieser Höhe, dieser Stärke und Majestät empor wuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir sprachen. — Der erste Keim eines Sy-

stems ist Ihnen gleich das System; das erste Element eines Gedankens, gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichsam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Bestimmungen hingeworfen, ohne alle Untersuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten, verlassen worden? oder ob sie von den Neuern in ihrem Zusammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden? — das alles ist Ihnen eins wie das andre. Sie sehen schon immer in einem einzelnen Gedanken ein ganzes System, und geben dem alle Ehre, der die erste flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieser Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutens. Wenn das was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler ist, so begehen Sie ihn fast in jedem Capitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehn, die mir gleich Anfangs am meisten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Systems ab, das seinen Namen vom Copernicus führt; den Anfang dieses Absatzes machen Sie mit einer ernstlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, sagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er schrieb ihr, weit entfernt sie für den Mittelpunct der Welt zu halten, einen kreisförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Also, schliefsen Sie, kannte schon Pythagoras das System des Copernicus. So auch Aristarch von Samos; auch Timäus von Lokris: denn beide behaupteten, dafs die Erde beweglich sei, und einen kreisförmigen Lauf halte.

Die Stellen sind in den Alten da, Herr Marchese.

Das sind die alle, die Sie uns anführen; — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders sehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras *).

Aber was ist denn das Wesentliche im System des Copernicus? das Erste? — Doch unstreitig die Voraussetzung: daſs die Sonne der Mittelpunct, und die Erde beweglich sei.

Das will ich zugeben, Herr Dutens. Aber welcher Unterschied zwischen jenen hingeworfnen, mit Irrthümern vermischten, mehr errathenen als bewiesenen Sätzen; und zwischen dem so richtig bestimmten, so wohl in Ordnung gebrach-

*) Man sehe das itzt erschienene Werk von Hrn Tiedemann: Erste Philosophen Griechenlands.

ten, durch so viele zusammenstimmende Beobachtungen festgegründeten Systeme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir diesen Unterschied ein? —

Allerdings, Herr Marchese. Aber bedenken Sie auch, daſs von den Werken der Alten so vieles verloren ging? Daſs vielleicht eben in dem was verloren ging — —

Genug, Herr Dutens! Bis in diesen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bei unserm jetzigen Streite, dieses so unwiderlegliche, obgleich so unwahrscheinliche, Vielleicht? Aus Quellen die nicht vorhanden sind, haben doch die Neuern nicht schöpfen können? Räumen Sie mir also immer ein, daſs jener Unterschied vollkommen so groſs ist, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er soll es seyn, Herr Marchese.

Und um mich erkenntlich zu zeigen; so sollen Sie wieder in allem Recht haben, was *Sie* behaupten. — Die Alten sollen sich selbst so verstanden haben, wie Sie sie verstehen; die angeführten Stellen sollen wirklich die Quellen seyn, aus welchen die Neuern schöpften; ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vortheil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern? — Und von dieser Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen.

Das thut jedermann, Herr Marchese. Der erste Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, so hat jedermann Unrecht. Und ein Philosoph sollte nie etwas aus *dem* Grunde thun, weil es jedermann thut.

Also schätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiſs? —

Allerdings schätze ich's höher.

Und ist denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleiſses?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den Ihrigen bitten? —

Sie sagen so, liebster Freund: Diese Eichel schlieſst die ganze Anlage der Eiche in sich. Die Eiche ist nichts, als die Entwickelung dieser Eichel.

Nun ja! Werden Sie anders sagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: Diese Eichel ist wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urstoffs. Die Natur war nichts thätiger, da sie die Eichel aus ihrem Urstoffe, als da sie die Eiche aus der Eichel entwickelte: die

Elemente mufsten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem ersten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Wasser, mufsten das eine mal so wirksam seyn, wie das andere mal. Die Natur hat von der einen Wirkung so viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den ersten Urstoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geschaffen.

Und die Anwendung auf unsern Streit? —

Die ist so leicht, sollt' ich meinen. — Die Gegenstände der Philosophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philosophischen Wahrheiten lagen in jeder menschlichen Seele. — Was der denkende Geist von jeher gethan hat und

thun konnte, bestand bloſs in der Entwickelung dieser Keime, in der Aufklärung, Auseinandersetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es ist eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur ersten Klarheit, und die sie zur Deutlichkeit, zur Vollständigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr Dutens.

Eben die Kraft; allerdings! Aber ich frage noch immer: in welchem Fall ist mehr Anstrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daſs sich diese Frage so im Allgemeinen beantworten läſst? — Es kommt alles auf die Beschaffenheit der Idee, auf die Fassung des Geistes, auf die schon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erste Idee haben, heiſst oft

nichts; sie schätzen, verfolgen, ausbilden, oft alles. — Sie bewundern den Shakespear, Herr Dutens?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundsätzen müſsten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, bewundern. Shakespear hat viele seiner vortreflichsten Stücke aus italiänischen Novellen geschöpft, die nichts weniger als vortreflich waren. Sagen Sie mir: wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterschilderungen, von eignen, fruchtbaren, erstaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle seines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem ersten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als diesen Stoff? Den Geist, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie?

terie? Shakespear geringer, als den Novellenschreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philosoph, Herr Marchése —

Mögen so verschieden seyn, als sie wollen: in unserm Fall sind sie's nicht. — Wenn bei einem Alten eine nur halbe schwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere sie auffaſste, richtig bestimmte, in vollem Lichte vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte, der Neuere sie von den einzelnen Fällen rein absonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundsatz eines Systems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeinung aus ganz falschen Gründen durch sophistische Schluſsreihen herleitete, ein Neuerer sie aus ihren wahren Erkennt-

nifsgründen durch richtige Schlufsketten erwies: wollten Sie da so ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigstens dann und wann, der Neuere ein eben so grofses, oder gröfseres Genie seyn, als jener? — — Doch ich sehe, dafs ich Ihnen zur Last bin, Herr Dutens. Wir haben hier reizendere Gegenstände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, dafs ich Ihnen in einem oder zwei Briefen mittheile, was ich etwa sonst über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

ACHTES STÜCK.

ERSTER BRIEF AN HERRN DUTENS.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutens, die zur Vollendung unsers neulichen Gesprächs gehört, und die sich bloſs einem denkenden Kopfe thun läſst! — Sollte es Ihnen nicht oft wiederfahren seyn, daſs Sie durch eigenes Nachsinnen auf Ideen, Grundsätze, Hypothesen, Auflösungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem gröſsten Befremden, schon bei Andern gefunden? Wenn das ist; so darf ich um desto dreister die Voraussetzung zurücknehmen: daſs die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten geschöpft haben; und dann fällt auf ein-

mal der große Vorzug der Alten hinweg. — Cartesius, sagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt, Locke die und die Wahrheit im Aristoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen; aber wie in aller Welt können Sie das beweisen? Wär' es denn nicht möglich, daſs zwei verschiedne Genies, die einerlei Seelenkräfte auf einerlei Gegenstände anwenden, auch einerlei Ideen daraus entwikkelten? Oder ist es nicht in manchen Fällen ganz sichtbar, daſs jeder zu dem gemeinschaftlichen Resultat auf seinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee, von dem einzigen Umstande ab: ob sie sich an diese oder jene Gedankenreihe hängte? von diesen oder jenen Gründen das Resultat

war? — — Freilich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen: aber nur im vorzüglichen, nicht im ausschliefsenden Verstande; insoferne sie nehmlich die ersten waren, die gewisse Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienst dabei fällt nun weg, und wird Glück. Leibnitz, Locke, Cartesius, stehen nun jenen Alten nicht weiter nach, als insoferne sie später geboren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr Dutens, dafs Sie in dem ersten Keim eines Systems sogleich das System, in dem Element eines Gedankens sogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutens, setze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als die der Alten, gelesen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher bestimmt, richtig bewiesen gefun-

den, was in diesen nur noch roh, dunkel und unbewiesen angegeben war. Er hatte sich durch eine vertraute Bekanntschaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff seine Bestimmung, zu jedem Satz seine Einschränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte diese von Andern geschehene Entwickelung kein eigenes Nachsinnen, nur Aufmerksamkeit auf den Vortrag seiner Lehrer, gekostet. Er konnte sich also keiner Mühe und Schwierigkeiten dabei bewufst seyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verworrne Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen, und von den Gründen zu den Folgen mit gröfster Leichtigkeit auf- und abzusteigen. So unterrichtet und so ge-

wöhnt, ging er an die Werke der Alten: und was war nun natürlicher, als dafs er gleich in jeder dunklen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgerissenen Trümmer das Gebäude eines Systems; kurz, dafs er in der Eichel die Eiche sah? die er gewifs nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachsen wäre. — »Wie!« rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektrischen Versuchen Neutons sagte: »Neuton keinen Funken gesehen? Sie scherzen. Er fährt ja so sichtbar heraus!« —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutens. So lange es bei der eigentlichen Philosophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklärungsart noch so ziemlich von statten; aber in Physik, Mathematik, und andern ähnlichen Wissenschaften, haben

die Neuern zu viel Eignes, als daſs man so leicht mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derselben offenherzig gestanden, und ihrem Genie wenigstens eben so viel als dem Zufall eingeräumt haben; aber einmal hatten Sie Sich bei Gelegenheit der philosophischen Materien zum Vortheil der Alten erwärmt, und so riſs Sie denn der Enthusiasmus unvermerkt mit sich fort. Der Mensch hat in seiner Natur einen gewissen Trieb zur Vollendung, vermöge dessen er nichts gerne halb läſst. Kommt er einmal ins Erheben oder Verachten, so kommt er nicht so leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Capitel einzulassen, will ich Sie nur an Ihre Vorrede erinnern. »In der Vergleichung, sagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienste der Alten und

der Neuern anstellt, muſs man vornehmlich diejenigen Künste und Wissenschaften, die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn sie zur Vollkommenheit gedeihen sollen, von denen unterscheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen. . . . Man muſs auch das nicht aus der Acht lassen, daſs die mehresten der so bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren sich unser Zeitalter berühmt, als z. B, das Pulver, der Compaſs, die Ferngläser, u. s. w. nicht das Werk philosophischer Genies, sondern die Wirkung des bloſsen Ungefährs oder die Versuche unwissender Künstler gewesen sind.«

Der kurze Inhalt dieser ganzen Stelle ist der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhing, das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und fast

zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhing, das haben die Alten schon alles weggenommen. Also bloſs der Fleiſs, bloſs das Sammeln und Beobachten, macht den Vorzug der Neuern aus? Bloſs in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von Ihnen angeführten Wissenschaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — sind sie weiter gekommen? Sie haben gleichsam nur unter den Augen der Alten nach Maaſsgabe der Ideen, die diese alleinige Genies ihnen angegeben, mechanisch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den sie in der Schiffahrt, in der Astronomie, in allen Theilen der Physik gemacht, der hinge bloſs von der Erfindung des Compasses, der Ferngläser, der Vergröſserungsgläser und anderer Werkzeuge; die-

se Erfindung wieder vom Zufalle, und also am Ende *Alles* vom Zufalle ab? — Wahr ist es, der Zufall hat dabei sehr viel gethan, aber doch nimmermehr Alles. Viele der wichtigsten Erfindungen, die uns große Aufschlüsse in der Natur gegeben, sind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es sind wahre, mit Absicht gesuchte Erfindungen gewesen, zu denen aber freilich die Data erst mußten vorhanden seyn. Und dann hat auch der Zufall zu jenen glücklichen Entdekkungen nur den Anlaß geliefert, den erst das arbeitende Genie der Entdecker, oder derer die ihre Entdeckungen auffingen, zu seiner völligen zweckmäßigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht selten die künstlichsten Ideenverbindungen und eine sehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr Dutens, daſs Sie zwar dem Zufalle lieſsen was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienste der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben so wohl unsere Genies, und haben gewiſs eben so groſse Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That sehr sonderbar, wenn es anders wäre. Warum sollte denn nur die geistige Natur an Kräften erschöpft seyn, da die körperliche noch immer eben so wacker und eben so voll Zeugungskraft ist, als vordem? — Die Neuern haben nicht bloſs Erfahrungen angestellt, sie haben auch vortreflich darüber gedacht; sie haben nicht bloſs entdeckt, sie haben auch wirklich erfunden; sie haben es in ihren Entdeckungen nicht bloſs bei dem bewenden lassen was der Zufall that; sie haben diese auch mit groſsem Verstande

vervollkommnet, mit grofsem Verstande die Beobachtungen verglichen, mit grofsem Verstande Grundsätze heraus gezogen, und zur Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaften angewandt.

Ich bin u. s. f.

NEUNTES STÜCK.

ZWEITER BRIEF AN HERRN DUTENS.

Sie scheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengesetzt, einigermaſsen in Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutens. Man darf ja denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausschlieſsungsweise hochachten kann. In der That gehöre ich zu den gröſsten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienste, die *Sie* ihnen beilegen, sondern überdas noch manche andre des Vortrages und des schriftstellerischen Charakters zugesteht,

die schon allein zu ihrer eifrigsten Lesung ermuntern müſsten. Nur das konnte ich nicht zugeben, daſs Sie die Genies der Alten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philosophen eher niederschlagen, als zu weiterm Forschen beseelen muſs, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangstreit ist, wie überall, so auch hier, ein sehr unnützer Streit; und hier noch um desto unnützer, da es in dieser Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich so viele giebt, daſs man nie eine sichre endliche Entscheidung zu hoffen hat. Überdies, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur dem einen Theile ausschlieſsungsweise vor dem andern beizulegen; so würde die ganze Untersuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beiden Theilen

mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maafsstab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bei Ihren Kenntnissen unstreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum verdriefst es mich, dafs Sie jenen alten fast vergefsnen Rangstreit wieder hervorgesucht haben. Die Aufschrift Ihres Buchs: eine Untersuchung über den Ursprung der Entdeckungen der Neuern, versprach mir so viel! Ich erwartete von dem Verfasser der Monadologie und dem verdienstvollen Herausgeber der Leibnitzischen Werke nichts Geringers, als dafs er den Systemen der Neuern bis zu den ersten unvollkommnen, zerstreuten Ideen, woraus sie geworden sind, nachspüren, dafs er mich von den vollen und tiefen

Strö-

Strömen, die sich jetzt mit solcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntnifs ergiefsen, bis zu den ersten unansehnlichen Quellen hinaufbegleiten, und mir während seines Ganges zeigen würde, wie sie durch allmähliche Aufnahme einzelner Zuflüsse bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachsen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worin nicht sowohl die Philosophen, als die Ideen der Philosophen verglichen, und das allmähliche Wachsthum der menschlichen Erkenntnifs, wenn auch nur zum Theil, wenn auch nur in einigen Punkten, entwickelt würde. Und in der That, liebster Freund, hätten Sie die Schwierigkeiten, die sich freilich bei so einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermafsen zu den philosophischen Absichten hingelenkt,

um derentwillen so ein Werk eigentlich gewünscht wird: was für Dank würden Sie Sich nicht bei der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bei dem Gelehrten sowohl als dem Denker gestiftet haben!

Lassen Sie mich hier einen der Gesichtspuncte angeben, aus welchem ich so eine Geschichte geschrieben wünschte. — Wir sind unläugbar seit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen: nicht bloſs in solchen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo erst ein glückliches Ungefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muſs; sondern auch in den höhern metaphysischen Wissenschaften, auch in den abstractern Speculationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. s. f. Wir finden über-

all mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben so unläugbar ist's, daſs wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniſs, trotz den fortgesetzten unablässigen Bemühungen der gröſsten Köpfe, noch immer eben so unwissend sind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen; so ist es nur darin, daſs wir unser Unvermögen zu wissen besser einsehen: denn auch dieses heiſst weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wissenschaften einige niedrige Hügel, auch einige ansehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Aussichten in neue Gegenden erhalten; aber die wichtigsten Höhen, von denen die weitesten Aussichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeſsliche

Beute von Erkenntniſs geben muſs: diese haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerstiegen gelassen. Der ganze Unterschied zwischen uns und ihnen mögte der seyn: Die Alten suchten zu dem unersteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Versuch war umsonst: aber immer blieb noch die Hoffnung, daſs ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher seyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung versucht, wo der gerade Pfad zu steil war; wir sind auch den ganzen Fuſs der Höhe, so weit er sich umgehen lieſs, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Versuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich efunden. Wir haben also vor den

Alten den Vortheil, oder sollten ihn wenigstens haben: daſs wir alle Absichten auf diese fruchtlosen Unternehmungen aufgegeben, und nun unsre sämmtlichen Kräfte dran setzen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwierigkeiten für menschliche Kraft überwindlich sind, immer mehr und mehr wüstes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieses, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht bloſs in leeren Tiraden über das Unvermögen des menschlichen Geistes zu declamiren, sondern die wohlgefaſsten Schwierigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die so gefundenen unauflöslichen Probleme unsrer Erkenntniſs in deutlichen Sätzen anzuge-

ben, damit der Philosoph jede einzelne Materie auf sie zurückführen, und wie weit er sich einlassen dürfe, vorhersehen könne: das, liebster Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philosophischen Absichten, die der pragmatische Geschichtschreiber der Philosophie vor Augen haben müſste, und die seinem Werke einen unsterblichen Werth geben würden. Wenn die philosophische Geschichte, ihrem gröſsten Theil nach, eine Geschichte der Verirrungen unsers Geistes und seiner verschwendeten Kräfte ist: zu welchem Endzwecke sollte sie dann eher hingerichtet werden, als daſs wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verschwendung unsrer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer so viel Vergebliches unter uns geschrieben: Akademieen werfen Fra-

gen auf, und philosophische Köpfe strengen ihren Scharfsinn an, sie zu beantworten; Fragen, worin sich der wesentliche Punct sogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man sie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie sagen — gehört nicht vielleicht diese ganze Idee in die Zahl jener süſsen Träume, die so leicht erdacht und so schwer realisirt sind? Ich fürchte das nicht, liebster Freund. Denn, wie Sie wissen, so ist in manchen schätzbaren Werken schon vieles geschrieben worden, woraus sich die Möglichkeit eines solchen Werkes begreifen läſst. Wäre dies nicht, so würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich hasse von ganzem Herzen die schwindelnden Planmacher, die immer so stolze und so unmöglich auszuführende

Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob es nur auf ihren Willen ankäme, sie auszuführen. Leider ist die Miene an diesen Herren das Beste, wo nicht gar Alles. Sollte es vom Reden zur That kommen; so mögten sie oft gegen die getadelten und gehohnneckten Autoren, denen sie von der Höhe ihrer Ideale herab so verächtliche Blicke geben, nicht viel besser, als Marsyas gegen den Apoll, bestehen.

Ich bin u. s. w.

ZEHNTES STÜCK.

ÜBER EMILIA GALOTTI.

ERSTER BRIEF.

Sie haben Recht, liebster Freund: wenn auch *Emilia Galotti* alle die Fehler hätte, die verschiedne Kunstrichter darin haben finden wollen; so würde man sie doch alle über den einzigen *Marinelli* vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des *Odoardo* und der *Orsina*, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfang bis zu Ende so wohl erhaltnen Charakter des *Marinelli*. Von der moralischen Seite betrachtet,

sei er so schwarz als er wolle; ich bin der erste, ihn zu verwünschen: aber von der poëtischen, ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint *Marinelli* als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Übung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleien sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und Alles wird was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persifflirende Witz, womit er über *Appiani* und *Orsina* herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen,

von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortreflich weiſs, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Puncte wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem gröſsten Vortheil zu nutzen weiſs; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszureden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiſs; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läſst, neue

Hülfsquellen zu eröfnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läſst — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die so wohl zusammen geordnet, so fein in einander verflöſst, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daſs ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint (welches doch vielleicht nur im fünften Act der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt), so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen,

der, wie Sie Selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende Ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr *Lessing* hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daſs es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eignen Werken zu Schulden kommen lieſse. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen, entscheidend genug sind, nur das könnte etwa beleidigen, daſs er diese

Bosheiten mit so groſser Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne daſs er oft selbst mehr weiſs, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des *Appiani.* Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äuſserste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweikampf, gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit groſser Kunst im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde, erscheint er am häſslichsten, als — ich will es mit dem Worte der

Claudia sagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äuſserste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Prinzen zu seinem Zwecke verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muſs man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heiſsesten Begierden sind; weil sie durch anders nichts zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie Sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Ein-

drücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben deswegen nur fester gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person des Prinzen, von Rang, von Einfluſs, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Prinzen zu seyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bei der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen: das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Dasein hassen würden, und auch Ursache hätten es zu hassen. Denn was können doch diese Armseligen, deren ganze Kenntniſs sich

auf

auf Etikette und Ränke einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Galla mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor Langerweile den Tod zu wünschen und zu sterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muſs, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten!

Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Prinzen; und diese zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienste um den *Staat;* oder Verdienste um seine *Person.* Zu jenen, die noch über-

dies, wenn der Prinz ein Wollüstling oder ein Müfsiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die *Camillo Rota;* — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Eigensinnigkeiten ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeischaffen, ihnen darin zuvorkommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh' sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können: aber was in aller Welt sollen sie machen? Der

nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgend mehr als in der Gegend der Höfe: was also *sie* nicht thäten, würde ein Anderer thun; dieser Andere würde sie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten; würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehn; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken: er giebt sich die äufserste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen gesellt sich dann noch die Cabale, der Neid,

die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mifslicher Projecte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weifs nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntnifs des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häfslichkeit darstellt,

bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, groſsmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muſs man noch mehr, muſs man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daſs ich Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daſs eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer und gewiſs für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsre Romandich-

ter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortrefliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten konnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniſs der Welt und des Menschen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daſs sie ihnen nehmlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgingen. —

EILFTES STÜCK.

ZWEITER BRIEF.

Auch über den Charakter des *Appiani* bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle mögliche Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie; wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat: und bei alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charak-

ters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn: — so muſs sie nothwendig in seiner jetzigen besondern Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daſs er bei dem Prinzen noch vorfahren und ihm seine Vermählung kundmachen soll; aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimniſsvollen *Ahnungen*, deren er gegen Emilie und ihre Mutter erwähnt; aber bloſs erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen.

Ich will nicht läugnen, daſs dergleichen Ahnungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus ei-

nem geheimen Commercium der Seelen entstehen: so viel aber weiſs ich, daſs ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahnungen haben mögte. Jene sind gewöhnlicher, und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrükken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch eine freie umherschwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äuſsersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauren und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne wegwünschte, so mögte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so auſserordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Ver-

gnügen sind hier so groſs, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, daſs er das Züngelchen in der Wage kaum um eine Linie verrücken sollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Wage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reiſst sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahnung, wovon niemand, Appiani selbst nicht, weiſs wo sie herkommt; ein gewisses unnennbares Etwas, das sich vielleicht eben deſswegen nicht nennen läſst, weil es ein bloſses Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sei? Ob er durch dieses Mittel bloſs den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod

des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mufste, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber mögte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch; nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel wo der Dichter zunächst

hin muſste, war der *Tod* des Appiani. Wäre der Graf beim Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bey dem Angelo ausgemacht hätte; so wäre der ohnedies schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroſse Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan: er will nur für's erste die Vermählung hindern und die Braut haben; daſs er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloſs zu verwunden, sondern niederzuschieſsen: davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweikampfe. Wie sollte nun aber der

Dichter zu diesem Zweikampfe hin? Beide mufsten sich schon grofse Beleidigungen sagen, eh' es bis zur Ausforderung kam; es mufste geschimpft werden, und Appiani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabei den ganzen Charakter des Marinelli: und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwierigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener, sagt er schwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Personen die er auf's tödtlichste hafst; er hat bei seinen Hofsitten auch Hofton: Honig auf der Zunge, bei der

bittersten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffner, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt; so ist es weniger durch das was er sagt, als durch die Art, wie er es sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzucken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem höhnischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortreflich geschildert ist: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäſsigung und Zurückhal-

tung! Ja, es scheint, daſs er nach seiner Hofart und bei seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterei sich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt hätte, die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles was er denkt, so rund ins Gesicht: und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffnern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation; verlöre sich sein wollüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen: so würde bei dieser gu-

ten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen.

Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Miene, so manchen Ton; warum muſs sie sich eben so bitter äuſsern? — Marinelli, werden Sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; bloſs um dieses Günstlings willen, hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daſs gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint? dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn? der ein für allemal den seligen Entschluſs gefaſst hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muſs ihm also Appiani diese

Be-

Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können; der Haſs fällt weg, und es bleibt also nichts als Verachtung übrig. Nun sieht man freilich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüſslich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieser kleine flüchtige Verdruſs, sollte der Einfluſs genug haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage herauszusetzen? Sonach bliebe Appiani in seiner völligen Heiterkeit: und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn

machte, mit einem sanften Drucke in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe gewaltsame Weise von sich stoſsen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäſsigung zeigt. Finge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruſs über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was meinen Sie wohl, daſs bei dem entzückten Liebhaber, bei dem ruhigen gesetzten Manne, dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt' er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund: dann

sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes wie Odoardo werden. Wen er nicht werth hält, daſs er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daſs er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müſste er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insect wie Marinelli herabblickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen solchen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein andrer Umstand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieser hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt: mürrisch, tiefsinnig, ärgerlich; so wird nun die gänze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht sowohl die verächtliche als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht bloſs in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interessirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bei dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk sich mit einem Menschen zu zanken, den er ledig-

lich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung, und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund: es ist sehr miſslich, eines Andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht: daſs, wenn auch der Dichter bei der Schwermuth des Appiani, nicht eigentlich auf diesen Endzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Endzwecks gute Dienste geleistet hat.

ZWÖLFTES STÜCK.

DRITTER BRIEF.

Der Widerspruch, den Sie in dem Charakter der *Emilie* glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein gröſserer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein

Freund, nicht einmal ein eben so grosser; und sobald Sie den Gang der Ideen in *Emiliens* letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwei entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen; und diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muſs nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heiſst, er muſs uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt, und die beiden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilie findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder

aus bloſsem Temperament so furchtsam, noch aus bloſsem Temperament so entschlossen den Tod zu leiden; sie ist beides aus herrschender, beinahe schwärmerischer *Liebe zu ihrer Religion.* Bei ihrem Anfalle von Furcht, hat der Dichter diesen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben sowohl bei ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äuſsert Emilie in allem was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: »Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen, und sind Heilige;« aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da: wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bei ihrem endlichen Hinsinken, bei

dem letzten Zuschliefsen ihrer brechenden Augen, hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freiwillig aus den Händen zu geben. »Du kennst sie,« läfst er die Mutter zu Odoardo sagen: »sie ist die »Furchtsamste und Entschlossenste un»sers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrük»ke nie mächtig; aber nach der gering»sten Überlegung, in alles sich findend, »auf alles gefafst. Sie hält den Prinzen »in einer Entfernung; sie spricht mit ihm »in einem Tone u. s. w.« Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwierigkeit nur angeben würde statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden

vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen liefs, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre dafs sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die an sich so vortreffliche Stelle, worin Emilie über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: »Ich habe Blut, mein »Vater; so jugendliches, so warmes Blut, »als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. »Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts »gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. »Es ist das Haus der Freude u. s. f.;« so

weiſs ich in der That nicht, was aus dem Mädchen geworden ist. Ich mögte fast argwöhnen, daſs ihre Liebe zu Appiani bloſse Coketterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund; wie kann sich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiſs, wie sie selbst gesteht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer, geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mädchen ist, an die innerste Seele gehen muſs; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen des Prinzen kleben: und wäre nun dieser Prinz ein Adonis, wäre er der Liebenswürdigste aller Sterblichen; so müſste er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft, das gräſslichste, verabscheuungswürdigste Un-

geheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kommt noch, daſs sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan: und wie sehr muſs nicht das, bei einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mädchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daſs bei der Verderbniſs des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sei; in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äuſsersten Abscheue gegen den Prinzen gemäſs ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor

was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daſs je der Prinz ihr gefallen, daſs je ihr Blut für ihn wallen, daſs je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daſs ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daſs Emilie ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von dem Prinzen verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mädchen. Ich sage nur, daſs sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese

ganze Philosophie über Gewalt und Verführuug, so richtig und vortreflich sie an sich selbst ist, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mir's erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groſs seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe auſser ihm keinen Retter. . . . Wie? wenn dann der verwirrte, in Wuth gesetzte, erschüt-

terte Vater, der eben so sehr als Emilie vorbereitet ist von dem Prinzen das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daſs er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilie ihm antwortete, daſs, nichts Geringers zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen und Heilige sind; wenn dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wuth, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig bestürmten, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher und den beiden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilie, weit angemeſsner werden? — Freilich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge; aber die ersetzte ge-

wiſs der reiche Geist des Dichters durch andre, die uns jene vergessen machten. Für Sie, weiſs ich, wäre schon das Ersatzes genug, daſs Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiſs nicht, mit welchem Rechte? — so anstöſsig finden; daſs Sie nun keine Rose mit einem Affecte zerpflücken sähen, der freilich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist; daſs Sie nicht an die Geschichte der *Virginie* erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiednen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden; und daſs Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Über das, was ich hier von der Geschichte der *Virginie* gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher.

Ich

Ich will darin von dem Charakter des *Odoardo* reden, der, bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewunderung hat.

DREIZEHNTES STÜCK.

VIERTER BRIEF.

Der Plan der *Emilia Galotti* ist, deucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der *Virginie* entstanden. Sie wissen, mein Freund, daſs es in Italien eine fürstliche Familie *Gonzaga* gab, deren jüngere Linie sich von *Guastalla* schrieb; aber wüſsten Sie von irgend einem *Gonzaga* eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie *Emilie*, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freilich in der Geschichte der kleinen italiänischen Häuser wenig bewandert bin — wüſste keine; und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbare Rücksicht auf die Geschichte *Virginiens*

genommen worden: so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daſs der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die groſse Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären; Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies, von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche *Le Bossu* es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiſs, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit

hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch alchymistischen Procefs erst hervorzubringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet: desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worin das Wesentliche schon meistens beisammen ist, aus der wirklichen selbstbeobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als dafs sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht

brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahe umgebenden Natur, wo sie ihn heraushoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daſs der Dichter aus der Geschichte der *Virginie* gerade das Letzte, die Katastrophe, heraushob. Es scheint mir ausnehmend miſslich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur hing, loszureiſsen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläſst, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschie-

denheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sie's auch hier seyn. Am gröfsten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so aufserordentlich, so ungewöhnlich, wie hier ist. Ein rechtschaffener Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat es von der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, dafs sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen, habe geschehen können? Und wie kühn mufs also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungsverfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms herausgeht,

der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worin die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sei, wie in jenen! — Wenn ich bedenke, dafs Herr *Lessing* so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog; und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Gröfse der Kraft, die er dazu anwenden mufste. Doch zugleich werde ich unwillig, dafs der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will er habe keines; wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der *Virginie* mit der Geschichte der *Galotti* vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewiſs, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniſs; oder wo nicht, so haben Sie Ihren *Livius* bei der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu wiederholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur Eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande *Appius* sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe. *Nudum*, sagt er, *videtur proponendum: decresse vindicias secundum servitutem.* Das kann nun freilich wohl der Geschichtschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch mögt' es dem letztern

schwer werden, in der Aufsuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indeſs der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat — wozu ihm vielleicht *Dionys von Halikarnaſs* behülflich seyn könnte — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bei Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. s. w. ereignen mögten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern; die ganze Arbeit besteht bloſs in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als daſs dort der Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters *zwiefach*, hier nur einfach, ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freie Römer, dem Sclaverei verhaſster als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreiſsen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: *hoc te uno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico;* und bei Andern, so wie auch nachher bei ihm selbst, steht er vor: ελευθεραν σε και ευσχημονα, τεκνον, αποστελλω τοις κατα γην προγονοις. *Si libe-*

rae ac pudicae vivere licitum fuisset, etc. . . . Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beides, Sclaverei und Entehrung; er darf nur Eins, nur das Letztere, fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens, der zweite, der grofse Vorzug

der Geschichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hingegen nicht. — Sie werden mir das zugeben, hoff' ich, sobald Sie nur die beiden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Über Virginien ist der *letzte richterliche Ausspruch* von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht bloſs mehr zu fürchten, nicht bloſs mehr wahrscheinlich, daſs sie werde zur Sclavinn erklärt werden: sie ist es schon wirklich. Ihre Freiheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre, läſst sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sclavinn, nicht die geringste Mäſsigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so groſser

Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, ist auf die Drohungen des Appius schüchtern zurück gewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden *(deserta praeda injuriae)*; auf der andern, der mächtige Decemvir, den sein Ansehen im Staat und seine Lictoren schüzzen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern: es ist der letzte entscheidende Augenblick; nur noch zwei gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muſs den Dolch entweder gegen Claudius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beiden Mitteln würde er wählen,

wenn die Wahl ihm frei stände? Und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das Erstere, deucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewiſs ist es natürlicher, daſs der Hirt den Wolf, als daſs er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergieſsen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht, als die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürlichste Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl

gesichert; Virginius könnte den ersten, zweiten, dritten Lictor niederstoſsen: unter den Streichen des vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber, was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sclaverei gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht echte Tapferkeit einer wahrhaft groſsen Seele; blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äuſserst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, daſs von den beiden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das erste, das an sich natürlichste, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das zweite, das an sich unnatürlich-

ste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth: er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur herausreifsen, um es in seine eigene zu stürzen; nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freiheit und ihre Ehre; es ist besser, deucht ihm, dafs er sein Kind durch den Tod, als dafs er's durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaft grofsen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung mit Tochter und Amme, führt beide, nach erhaltener Erlaubnifs vom Decemvir, seitwärts, und durchbohrt der erstern, mit einem Messer, das er

von

von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That giebt ihm seine römische Vaterliebe, so groſs und so echt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Ursache bei dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daſs er ihm den Gegenstand seiner heiſsesten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die gröſste Menschenseele diese äuſserste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worin der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worin Virginius war. Zugegeben für's erste, die Schande

Emiliens sei vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen gewaltsamen Mitteln übrig: warum muſs er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern ins Herz seines eigenen Kindes stoſsen? — Freilich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz; aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter: und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den gröſsten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, müſste die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Prinzen: und äuſserlich möglich ist, nach allen

Umständen, das eine so gut, wie das andre. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit Roms, und Virginius gewiſs ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo: gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daſs weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läſst nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äuſsern? Kann er nicht darauf dringen, daſs sie der Aufsicht des Camillo Rota, oder ir-

gend eines andern rechtschaffnen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frei, um Erkundigungen einzuziehn, und ist keine Möglichkeit mehr, dafs noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läfst sich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läfst sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden die sie führt, selbst ihre äufserste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als sicher machen? Mufs nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken fafst, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlafs zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel

zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Muſs ihm nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, im zweiten Augenblicke der Überlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen, Vorzuge der Geschichte des Livius; und dieser besteht darin: daſs der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad von Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sclavinn war; darf den Lictor nur hinzutreten sehn, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Miſsbrauch, in die Hände zu liefern; darf nur Einen Blick auf den

wehrlosen verlaſsnen Virginius und dann auf den so wohl bewafneten unerreichbaren Decemvir werfen: und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewundert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dies in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daſs der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen dürfe, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daſs auch hinlänglicher Grund vorhanden sei, war-

um der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift: so wird schon durch das Einzige, daſs beides nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daſs man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken muſs; schon durch dieses Einzige, sag' ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war; und es hilft nichts, daſs man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sei dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiäner zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, ge-

liehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn; so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt; wie ihr Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie, ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sei? ob es dem *Odoardo* nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirkli-

chen Erniedrigung und Verderbniſs ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdreuſst daſs die Welt so und so von ihr urtheilen werde? Ich will nicht anführen, daſs die That um desto mehr interessiren muſs, je einer gröſsern richtigern Absicht gemäſs sie erfolgt; ich will bloſs fragen: ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sei, ohne daſs der Schande vor der Welt nur mit Einer Silbe erwähnt werde? Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daſs Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspuncte nehmen sollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daſs

auch wir in eben diesen Gesichtspunct getreten wären. Er würde den Italiäner eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiäner haben reden lassen, ehe er als ein solcher gehandelt hätte.*

Wegen des zweiten Puncts, daſs der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift, könnten Sie sagen: daſs auch hier Odoardo als ein echter Italiäner handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daſs er ihn niederstieſse? Besser, daſs er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daſs er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke selbst entreiſse, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daſs er ihm ei-

nen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daſs eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahingiebt; aber gewiſs ist der Mensch der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaſstesten Menschen: und doch ist es deutlich, daſs der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabei erkennten, oder auch nur muthmaſsen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns

diese des Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst müßsten wir, wie in der Geschichte beim Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daſs Emilie anders als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden; und dann mögte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst auf's höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen: aber, daſs bei der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht, die väterliche Liebe ersticken und den Dolch freiwillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheuslich und ungeheuer, als daſs es Herr Lessing gewollt haben sollte, bei dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

VIERZEHNTES STÜCK.

HYLAS UND PHILONOUS.

Wenn auch die Materie, sagt man, ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist: kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Ansehen eines grofsen Namens unterstützt zu werden. *Locke* hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht; und seit der Zeit ist er von so manchem Schriftsteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die *Cartesianer* lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte, so müſste sich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber, sagten sie, Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und Wahrnehmen oder inneres Bewuſstseyn der Bewegung, von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften: denn man mag die Theilchen der Materie versetzen und verbinden, wie man will; so entsteht daraus noch kein Begriff, keine Vorstellung von dieser Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, schlossen sie, muſs also bloſs beweglich seyn, das Denken hingegen einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen.

Da man durch diese Gründe nur zu

beweisen schien, dafs die Gedanken der Materie nicht natürlich sind; so fragte *Locke* mit Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleihen könne, die sie von selbst nicht haben würde?

So, wie andere Weltweise den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, ist diese Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Substanzen in einer Einzigen (durch die Vorstellung) zusammenkommen müssen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu bestehen: so läfst sich eine denkende Materie eben so wenig ohne Widerspruch annehmen, als ein viereckiger Kreis.

Aber auch selbst nach der angeführten *Cartesianischen* Beweisart, läfst sich der Zweifel des Engländers auf eine sehr einleuchtende Weise heben. Man kann

zeigen, dafs die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und dafs die Allmacht selbst keinem Wesen eine Kraft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukommt. Man sehe hier ein Gespräch, das über diesen Punct zwischen zwei Weltweisen vorgefallen ist, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas. Und wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous. Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, dafs sie am Dorne Rosen wachsen läfst? Erschaft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestiget sie an den Strauch?

Hylas. Das nicht. Vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Saamen gelegt,

aus

aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervorsprossen.

Philonous. Also, wer den Rosensaamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann; der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Saamen, durch die Entwickelung, Rosen aufblühen können?

Hylas. Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergrößern.

Philonous. Gesetzt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensaamen führt, Citronen wachsen lassen; würde sie nicht diese dem Strauch unnatürlichen Früchte besonders erschaffen, und an den Stengeln befestigen müssen?

Hylas. Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur

zu wachsen *scheinen,* nicht wirklich wachsen.

Philonous. Mehr aber als diesen blofsen Schein, dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müfste denn den Rosendorn in einen Citronenbaum *verwandeln*: das heifst — nach der Sprache einer gesunden Philosophie — den Rosendorn *vernichten*, und einen Citronenbaum *an die Stelle setzen.*

Hylas. Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous. Freilich nicht! Und es bliebe also bei dem Vorigen: die Allmacht würde die Citronen besonders erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden müssen. — Wie aber? Der Stamm führt ja keine Citronensäfte. Woher werden denn die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas. Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philonous. Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Citronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hylas. Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hingen, sie weder hervorgebracht noch genährt hatte.

Philonous. Nunmehr wieder zu unsrer Hauptfrage! — Sie haben mir eingeräumt, daſs die Materie an und für sich nicht denken könne; das heiſst, daſs sie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Gestalten, Farben und Bewegungen, aber keiner Gedanken, fähig sei.

Hylas. Ich gebe zu, daſs *Cartesius* dieses so gut als erwiesen hat.

Philonous. Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie.

so wenig als Citronensaamen im Rosen dorn. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muſs er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas. Allerdings! — so wie wir an unserm Beispiele gesehen haben.

Philonous. Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken; diese kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Citronen wachsen können?

Hylas. Auch das muſs ich zugeben.

Philonous. Die Frage war also nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dies ist unmöglich; sondern: ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen und mit der Materie verbinden könne? und siehe!

dies hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beide zusammen machen das *lebendige Thier* aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daſs jene mehr als ihre Stütze verlöre.

Moses Mendelssohn.

FUNFZEHNTES STÜCK.

DER BIENENKORB.

Aber um's Himmels willen! — sagte ein junger Deutscher, Herr *von Bertheim*, zu Monsieur *Le Grand*, einem Pariser großen Geist nach der Mode und einem eifrigen Apostel des Atheismus — durch was für eine andere Idee, mein Herr, wollen Sie mir diejenige, die Sie mir zu nehmen suchen, ersetzen? Ich erkenne die Abhängigkeit meiner selbst und aller mich umgebenden Dinge; ich suche, vermöge einer Nothwendigkeit meiner Vernunft, wovon nichts mich entbinden kann, eine erste, eine Grundursache der Dinge: und diese Ursache —

Werden Sie auf Ihrem Wege nie finden.

Nie finden? Hab' ich sie nicht schon in dem Gedanken von einem Gott gefunden?

Wie? Die Ursache von Wirklichkeiten in einem Gedanken? die Quelle von Realitäten in einem Namen? in einem Schalle? — Sie wollen begreifen durch's Unbegreifliche? wollen aufklären durch Finsternisse?

Wenn das Ideen sind, was Sie da sagen, nicht Worte — —

Eben Worte verwerf' ich!

Nun, so würdigen Sie einen Irrenden Ihrer Leitung! Führen Sie mich zu eben der Quelle der Weisheit, aus welcher Sie Selbst mit so tiefen Zügen Gewifsheit schöpften! — Ich wiederhole Ihnen: ich suche eine erste Ursache der Dinge; ich

bin durch eine Nothwendigkeit meiner Vernunft gezwungen, daſs ich sie suche; diejenige, welche ich in dem Gedanken von einer Gottheit glaubte gefunden zu haben, erklären Sie mir für Traum, für Unwesen, für Nichts. Hoffentlich werden Sie doch nun ein Wesen, ein Etwas, eine Realität, an die Stelle setzen?

Wie sonst? — Das erste und einzige Wesen, welches die aufgeklärte Vernunft erkennt; die Quelle alles Gedenkbaren, alles Wirklichen, alles, was Himmel und Erde, was Vergangenheit und Zukunft befassen!

Nun? und diese Quelle wäre nicht Gott?

Aberglaube! Eindrücke von der ersten Erziehung her! — Diese Quelle ist allein *die Natur*.

So hör' ich und so les' ich jetzt oft.

Aber wenn ich doch von dieser Natur — —

Er wollte sagen: wenn ich doch einen Begriff von ihr hätte! Allein es war nicht möglich, zum Wort zu kommen. Die Lunge des Monsieur *Le Grand* hatte nun einmal Athem geschöpft; und sicher wär' er der Erste aller Philosophen gewesen, wenn die Lunge und nicht der Kopf den Philosophen machte. Er setzte es als die erste, evidenteste, unumstöſslichste Wahrheit fest: daſs Alles in der Natur seinen Grund habe, und daſs es irgend etwas Nothwendiges und Ewiges gebe, woraus sich Dasein und Beschaffenheit jedes Dinges begreifen lasse; er fand dieses Nothwendige, dieses Ewige, in nichts anderm als in den beiden allein reellen Ideen: Materie und Bewegung; er lieſs aus dieser Materie und Be-

wegung Alles, was im Himmel und auf Erden entstanden war, allein entstanden seyn, spottete der trügerischen Idee eines freien, aus eigner Kraft wirkenden Geistes, weil nichts selbstthätig sei, nichts sich aus seiner eignen Kraft bewege, sondern Alles seine Bewegung von aufsen erhalte; er machte zur ersten und einzigen Quelle dieser Bewegung, und also aller durch sie entstandenen Dinge, die Natur: und erklärte dann doch diese Natur eben durch den Zusammenflufs der Materie und der mannichfaltigen Bewegungen der Materie. Er zeigte das Lächerliche, das Ungereimte in dem Gedanken eines ersten Bewegers, eines unsichtbaren, nach keiner seiner Eigenschaften zu begreifenden, nicht einmal zu denkenden Gottes, schilderte mit schwarzen, fürchterlichen Farben das Elend, welches

Aberglaube und Pfaffenbetrug über die Erde gebracht *); und liefs diesen engen, armseligen Kreis von Ideen so oft, mit so mannichfaltigen Wendungen, wieder durch, dafs Herr *von Bertheim* alle Lust ihn zu widerlegen verlor, und nur auf Mittel sann wie er sich losreifsen könnte. Er fand das Genie des Monsieur *Le Grand* zu bewundernswürdig, als dafs er's wagen dürfte, sich mit ihm einzulassen; er begriff nicht, wie so viel Tiefsinn sich mit so viel Wohlredenheit vereinigen liefse, und bat um Zeit, alles das Schöne und Grofse, was er gehört hätte, zu fassen und zu durchdenken. Monsieur Le Grand, ohne den mindesten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutschen eine viel zu kühne Figur schien, schmeichelte sich mit der Ehre, Herrn von

*) Man sehe das *Systéme de la Nature.*

Bertheim noch öfter zu unterhalten; und die atheistische Declamation hatte ein Ende. —

Die Scene dieser Unterredung war ein Garten auf dem Landgute der Marquise *von Vaillac*, einer erklärten Gönnerinn und Beschützerinn des Monsieur Le Grand, den sie, als einen vortreflichen Kopf, zu allen ihren Soupers und Landpartieen zog. Die gute Dame war nicht mehr jung genug für die Liebe, und noch nicht alt genug für die Andacht: sie hatte sich, um in der Zwischenzeit glänzen zu können, in die Metaphysik geworfen, sammelte sich, durch witzigen Spott über Himmel und Hölle, reichen Stoff für die künftige Buſse, und arbeitete jetzt mit an der Bekehrung des jungen Deutschen, um dessen vortheilhaftes Äuſsere ihr es wehe that, das Innere noch so verfinstert zu finden. —

Indem unsre Weltweisen um eine Ecke der hintersten grofsen Allee des Gartens beugten, fanden sie sich plötzlich vor einem wilden unbebauten Platze, der mit dem zu gekünstelten, in zu regelmäfsige Form gezwungenen, Garten einen nicht unangenehmen Absatz machte. Sie traten hinaus, und standen hier bald vor einer Reihe *Bienenkörbe* stille, deren kleine Bewohner die Nahrung, die ihnen der Garten so reichlich darbot, mit emsigem Fleifs in die Zellen trugen.

Wie unendlich viel angenehmer, fing Herr von Bertheim an, ist doch der Anblick des Lebens, als aller, auch der reizendsten, leblosen Schönheit! Wie weit mehr, als alle die Gänge und Blumenbeete des Gartens, den wir verlassen haben, ergötzt mich die Betrachtung dieser glücklichen Bürger eines so ordnungs-

vollen, so freien, so ruhigen kleinen Staats! —

Und der Anblick ihres Fleifses, ihrer Geschäftigkeit, setzte Monsieur Le Grand sehr richtig hinzu: denn sehen Sie, wie das unablässig kommt und geht; wie das eilt und wimmelt; wie das keinen Augenblick rastet!

Ja wohl! Und vollends erst der Zweck dieses Fleifses! die Auferziehung einer hoffnungsvollen Nachwelt! die Ernährung der kleinen künftigen Bürger! —

Die denn doch aber nicht Haupt-, nicht einziger Zweck ist. —

Ich weifs. Und wenn auch nicht einziger, da freilich diese Arbeiter auch für das eigne künftige Bedürfnifs sammeln; so ist sie doch immer Mitzweck: und Jungenpflege, wo ich sie in der Natur nur gewahr werde, ist mir überall so an-

ziehend, so rührend! Jedes, auch das verächtlichste Thier, sobald es mir als aufmerksame liebende Mutter erscheint, ist mir gleich so achtungswürdig, so unverletzlich, so heilig!

Aber, mein Herr — daſs Sie von Jungenpflege sprechen, das ist schon recht; allein Sie sprechen nun auch von Müttern. Sie sollten noch nie gehört haben — ? indem er einhielt.

Noch nie gehört haben? Was? —

Es läſst sich nicht sagen, mit welchem groſsen Auge und welchem Blick voll Erstaunens Monsieur Le Grand zurück trat. Daſs man unfähig seyn könne, eine etwas verwickelte Kette abstracter tiefsinniger Wahrheiten zu fassen, begriff er; denn nur zu oft war ihm die groſsmüthige Absicht, Andre bis zu sich selbst zu erheben, verunglückt: aber eine so tiefe

Unwissenheit, als Herr von Bertheim in der gemeinsten Naturgeschichte zu verrathen schien, war ihm bis itzt nicht vorgekommen. Dennoch befand es sich bei der Nachfrage nicht anders: Herr von Bertheim, so viel Bienenzucht er auf seinen eignen Gütern trieb, hörte jetzt zum erstenmale in seinem Leben, daſs alle die kleinen Fliegen, die er so fleiſsig arbeiten sähe, ohne Geschlecht und ohne Zeugungskraft wären; er fand es zwar unglaublich und wider alle Analogie der Natur; allein er muſst' es endlich für Wahrheit nehmen, da Monsieur Le Grand ihm auf Ehre versicherte, daſs es so wäre.

Gestehn Sie indessen, fing er nach mehrern Ausdrücken seines gröſsten Erstaunens an, daſs die Sache nicht wenig sonderbar ist. Denn die hier arbeitenden Bienen sind doch wohl nimmermehr

so alt, als die Welt? sind doch wohl auch, wie alle andren irdischen Wesen, sterblich? Gleichwohl, wenn sie ohne Zeugungskraft sind —

Nun?

Wie soll ich da immer und ewig ihren Ursprung begreifen? Woher, soll ich denken, daſs nach dem Tode der alten Schwärme die neuen kommen?

Woher? sagte Monsieur Le Grand, und konnte unmöglich ein kleines spöttisches Lächeln lassen. Sind denn die hier sichtbaren arbeitenden Bienen die einzigen in der Natur? Müssen denn nothwendig alle Bienen ausfliegen und Honig machen? — Lassen Sie Sich sagen, mein Herr! — indem er in selbstzufriedner Stellung, mit ausgestrecktem Finger und weit gesperrten Füſsen, vor ihn hintrat — Dort innerhalb dieses Kor-

bes, und so innerhalb jedes andern, wohnt eine kleine Königinn, die von ihrem männlichen Serail, wie ein Sultan von seinem weiblichen, umgeben, in ganz eigentlichem Sinne das ist, was sich unsre Königinnen nur nennen: Landesmutter; eine Gottheit, an deren Dasein dieses ganze System, diese ganze kleine Welt hängt, und die in ihrer stolzen seligen Unthätigkeit — —

Eine Gottheit? fiel ihm Herr von Bertheim ins Wort, und schlug, nach einem kleinen flüchtigen Lächeln, den Blick wie beschämt zur Erde nieder.

O, Sie verstehen mich, hoff' ich. Eine Gottheit, wie eine Königinn: nur der Ähnlichkeit wegen! nur weil diese innre verborgne Biene die erste Person ihres Staats ist; weil sie allein ihn zusammenhält; weil ohne sie sich alles zerstreuen, alles verlieren würde.

Ja dann — wenn Sie Sich so erklären — Aber nach Ihrer Beschreibung von dieser Biene, von dieser innern verborgnen Biene, wie Sie sie nennen, muſs sie wohl auch eine ganz andre Beschaffenheit, eine ganz andre Natur haben, als die bisher mir bekannten Bienen?

Wenigstens ist sie gröſser, hat einen andern Bau, eine andre Lebensart, andre Instincte.

Daſs ich also noch gar keinen Begriff von ihr habe? daſs sie für mich im Grunde so viel wie nichts ist?

So viel wie Nichts? — Ist denn gleich Alles nichts, wovon Sie nicht den hellen, den vollen Begriff der Anschauung haben? Muſs denn Alles was für Sie etwas seyn soll, mit Augen können gesehn oder mit Händen gegriffen werden? — Einmal sind doch diese Bienen in der Na-

tur; Sie sehen sie, hören sie; Sie dürften sie nur reizen, um auch ihren Stachel zu fühlen: und so denk' ich — wenn diese Wesen nicht aus dem Nichts haben hervorspringen sollen — ich denke, Sie werden mir meine Mutterbiene schon müssen gelten lassen.

Verzeihn Sie! Ich hätte doch Lust, sie zu läugnen.

Wie! sie zu läugnen? — Wenn Sie mir gleichwohl eingestehen, daſs diese sichtbaren, arbeitenden Bienen ohne Geschlecht sind?

Wenn ich dieses auch eingestehe. Das thut hier nichts.

Thut hier nichts? — Nun beim Himmel! — und er lachte, daſs die Thränen ihm aus den Augen liefen — Sie sind von einer Naivetät zum Erstaunen. Wie in aller Welt wollen Sie denn nun den

Ursprung der Bienen begreifen? Wo glauben Sie, dafs die neuen Schwärme herkommen sollen? — Oder sind Sie etwa schon wieder in Ihrem Schöpfungssystem? haben Sie schon wieder Ihre èrste Grundquelle der Wesen im Sinne?

O Monsieur Le Grand! — mit einer Miene, als ob er im Ernst empfindlich wäre — ein Mann, wie Sie, könnte spotten, wo er Gelegenheit zu belehren hätte? Ich bin ja einmal Ihr Schüler. — — Doch, Sie wollten auch wohl nicht spotten, sondern nur meinen Scharfsinn wekken. Sie wollten versuchen, ob ich aus den Principien, die Sie mir so grofsmüthig mitgetheilt, das Räthsel nicht von selbst würde lösen können. Und wirklich — je mehr ich der Aufgabe nachsinne — — es ist mir, als ob ich schon einen Schimmer von etwas sehr Schönem, sehr Bündigem sähe.

Worauf ich unendlich neugierig bin; ich versichere Sie.

Wenigstens ist es ganz nach Ihrem eignen Muster.

Schön! Um so lieber werde ich's mir gefallen lassen.

Vielleicht. — Doch um, als Anfänger im Denken, nicht etwa Fehler zu machen: erlauben Sie, daſs ich mein Muster noch einmal vor mir aufstelle und Ihr ganzes Räsonnement wiederhole! — Behaupteten Sie nicht als denkender Atheist, der sich von den Vorurtheilen der Erziehung losgerissen, daſs die Idee einer unsichtbaren, verborgnen, nach keiner ihrer Eigenschaften begriffenen Gottheit eine hirnlose Idee, und daſs es der wahnsinnigste aller Einfälle sei, durch so eine Gottheit die Entstehung einer Welt zu erklären?

Nun ja! Und die Anwendung?

Behaupteten Sie nicht ferner als gründlicher Materialist, der sich durch keine Schattenbilder der Einbildung täuschen läſst, daſs die Idee eines sich selbst bestimmenden, aus eigner Kraft handelnden Wesens thöricht sei, und daſs, eigentlich zu reden, alle Bestimmung, alle Bewegung von auſsen komme?

Das behauptete ich; allerdings!

Wohl! — Sagten Sie nicht, daſs alle Dinge nur durch Bewegung der Materie entstanden wären? und müssen Sie also, wenn alle Bewegung von auſsen kommt, nicht zugeben, daſs bei keinem Dinge der Grund seines Daseins und seiner Einrichtung in ihm selbst liege?

Freilich! Haben Sie Zweifel dagegen?

Ich würde sie anführen. — Heiſst Ihnen das: Kein Ding hat den Grund sei-

ner Entstehung und Einrichtung in sich selbst, etwas anders, als: Der Grund seiner Entstehung und Einrichtung, insofern er in ihm selbst liegt, ist nichts?

Wenn Sie's so lieber hören — Was liegt am Ausdruck, mein Herr?

Dann und wann viel. — Behaupteten Sie nicht, daſs die Natur allein die gesuchte, nothwendige, ewige Ursache, die einzige Quelle der Bewegung sei, die Alles wirke, hervorbringe, bilde?

Sehr richtig!

Und erklärten Sie nicht diese Natur durch den Zusammenfluſs, die Summe, die Verbindung aller Dinge und aller Bewegungen, deren aber keine ihren Ursprung in den einzelnen Dingen selbst habe, sondern nur in der Kette des Ganzen?

Wiederum richtig! — Aber ich sehe

nicht, wo Sie mit diesen Fragen hinaus wollen?

Dahinaus, wo ich schon bin. Denn nur des großen, Ihrem Systeme so eignen, mir noch so neuen Grundsatzes wollt' ich gewiß seyn: daß unzählig viel Nichtgründe in der Verbindung Grund, unzählig viele Nichtbewegungen in der Summe Bewegung geben, und daß also Nichts, zu Nichts hinzugethan, Etwas werde. Mit diesem Axiom gerüstet, geh' ich nun muthig an meine Aufgabe, und bin gewiß, sie zu lösen. — Meine Gedankenfolge ist diese: Ich sehe hier Bienen arbeiten, die ohne Zeugungskraft sind; ich spüre Eindrücke von ihnen auf mein Gesicht, mein Gehör, meinen Gaumen, auch, wenn ich sie reize, auf mein Gefühl: ich kann ihr Dasein nicht läugnen. Gleichwohl begreife ich auch, daß

sie den Grund ihrer Entstehung aufser sich haben; dafs sie nicht von sich selbst sind, nicht ewig. Wo soll ich denn aber sonst ihren Ursprung suchen? In andern ihnen ähnlichen Bienen? — Denen fehlt, so gut wie ihnen selbst, die erzeugende Kraft. — Also etwa in einer Mutterbiene, die eher als sie und von ihnen verschiedner Natur sei? — Aber wo wäre denn die? Und was sollte ich mir für einen Begriff von ihrer Beschaffenheit machen? — Nein, das wäre sehr thöricht, wenn ich nach leeren Unwesen haschte, und Wirklichkeiten durch Namen, durch Schall erklärte! — Besser, ich fasse die sämmtlichen Bienen, die hier und anderswo arbeiten, in den allgemeinen Begriff: Bienen-All; ihre sämmtlichen Zeugungskräfte in den allgemeinen Begriff: Bienen-Natur. Nun ist zwar freilich, ein-

zeln genommen, jede dieser Zeugungskräfte, ein bloſses Unding, ein Nichts; — aber wenn gleich! Unendlich viel Nichts, hab' ich gelernt, giebt in der Summe allwirkendes Etwas; und so werden unzählig viel Unmöglichkeiten zu zeugen, in Einen Begriff verbunden, zu Möglichkeit, zu mehr als Möglichkeit werden, zu wirklich zeugender Kraft. So also, durch eine aus Nichts zusammengeflossene zeugende Kraft, kamen diese Bienen zum Vorschein; so entstand, was den Grund seines Daseins nicht in sich selbst, nicht in Dingen seiner eigenen Art haben konnte, und ihn doch auch in nichts Verschiedenem hatte. — — Nun, Monsieur Le Grand? Sehen Sie, daſs ich Ihre Schluſskette gefaſst habe, und daſs ich ohne Mutterbiene davon komme? daſs ich dieses verborgene, ungesehene, so

wenig von mir begriffene Wesen nicht brauche? daſs ich mich nur lächerlich würde gemacht haben, wenn ich mich so leicht hätte fangen lassen? — Oder finden Sie etwa meine Erklärung nicht genugthuend? nicht für den gemeinsten Verstand evident?

O ausnehmend genugthuend, ausnehmend evident! sagte Monsieur Le Grand, und zuckte voll Bedaurens die Achseln. — Theilen Sie Ihre Ideen dem Publicum mit! Es wäre Jammer, wenn sie verloren gingen.

Wenn Sie so meinen — —

Ich versichere Ihnen: Sie werden davon Ehre haben, alle ersinnliche Ehre! —

Die ich demjenigen zurückgeben werde, dem sie gebührt. — Mit diesem kühlen Tone verlor sich die Unterredung, und beide gingen nun schweigend neben einander her an die Tafel. —

Monsieur Le Grand konnte die Zeit nicht erwarten, wo er mit der Marquise und der übrigen Gesellschaft allein wäre, um ihnen von dem Vorgefallnen Bericht zu geben. Doch versteht sich, daſs er alles verschwieg, was seinem System oder ihm selbst zum Nachtheil gereichte. — So eine Unwissenheit, und so eine Albernheit, wie die: durch lauter zeugungsunfähige Wesen Zeugung erklären zu wollen, konnte nicht fehlen, Gelächter, Verachtung, Mitleiden, Spott, eins um's Andere zu erwecken. — Aber, sagte zuletzt die Marquise: gestehen Sie mir, meine Herren, daſs eine so ungeheure Stupidität doch nirgend als jenseit des Rheins erhört ist. Denn hier in Frankreich, dem Himmel sei Dank! sind wir doch eine ganz andere Menschenart; haben doch ganz anders organisirte Gehirne. — Ja

wohl! ja wohl! riefen Alle; und dann erhob sich ein lebhafter Streit: ob die Ursache dieser Stupidität mehr im Klima, oder im Gouvernement, oder in der Erziehung, oder in irgend sonst etwas läge? Indessen, über die Sache selbst war man einig; und Herr von Bertheim, so viel Hoffnung Anfangs die Marquise von ihm geschöpft hatte, sank auf einmal in eine tiefe Verachtung.

SECHZEHNTES STÜCK.

TRAUM DES GALILEI *).

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhm-

*) Galilei ward zweimal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweitemal safs er lange gefangen, und in gröfster Ungewifsheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, dafs er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genofs in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb, und seinen Namen nie anders als

vollen Alter, zu *Arcetri* im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, liefs er sich von *Viviani*, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, dafs er sich für sei-

mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in *Montucla Histoire des Mathématiques*, Heumanns *Actis Phil.*, und andern bekannten Büchern. — (Man s. vor allen die jetzt erschienene Lebensbeschreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — *Viviani* setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: *Der Geist des Copernicus mögte zürnen.*

Viviani, der noch von dem Traum

nicht wufste, auf den sich Galilei bezog, bàt ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weifst, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, dafs auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der *Medici*, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabliefs, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal und voll innrer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie müh-

sam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezit-

tert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daſs der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daſs sie dir täglich mehr absterben, diese treuesten Gehülfen der Seele; daſs nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimniſsreiche For-

meln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daſs nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Pallästen, des Kummers! wie genieſsen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Äcker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Un-

glücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen liefsest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest: mufst du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unparteiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läfst sie alles an sich reifsen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er

stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeſs mein Auge voll Verwundrung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — *Galilei!* sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die *ich* dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist *Copernicus!* rief ich, und schloſs ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süſs, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süſser noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seli-

gen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntnifs, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschlofs, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntnifs des Unendlichen leitet, bin *Ich.* — Er

führte mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeſsliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraſse, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die *der* nie fühlen kann, der leer an Erkenntniſs in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht

in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniſs, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblikken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, *daſs* ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Gröſse verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne,

sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Äther; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeſslichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu

Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faſst doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiſs, er kennt sie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die

Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniſs aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest, und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun alles in herrlicher Übereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschau-

test, und deine Ähnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähn wir aus ihrem Schoofse so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und liefs sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich grofs dünken, die stolzen Bewohner dieser Palläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler

auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeſs der freie Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoſs einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daſs sie bald

freier und mächtiger fortwirken im Erkenntniſs der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniſs: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniſs des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniſs zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Ver-

Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laſs ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laſs ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoſsnen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoſs; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe

hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

SIEBZEHNTES STÜCK.

DAS WEIHNACHTGESCHENK.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht warum sie es so eilfertig wegriſs. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

»So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen mögten: so sind doch gewiſs an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem

Herzen gemacht worden; und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst.«

»Ich habe es dir schon mehrmal gesagt: Ein wenig Athem oder ein paar Federstriche, die wir für unsre Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung, und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daſs man von einer so kleinen Ursache so groſse Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. Solange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloſs; aber er dachte nicht. Solange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, und redte schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den

Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen.«

»Du, mein Kind, hast schon den einen grofsen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein grofser Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, dafs es lies't; so ist es noch immer einer, dafs es aus Lehrbegierde lies't, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt

auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloſsen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daſs sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Übung, um sie ganz zu erreichen.«

»Unsre Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Copieen von guten Originalen malt. Jene sind ihre eignen Empfindungen, ihre eignen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lectüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Copieen nur als Schu-

len — so nennen sie ihre Übungsstücke — um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen; Schlechte bleiben dabei stehen, und gründen darauf ihren ganzen Ruhm.«

»Es kommt also alles darauf an, das was Andre aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läfst sich doch am Ende alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eignen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch beherzter thun mufst: Werde aus einer Leserinn zu einer Schriftstellerinn! Wenn du liesest, so sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm

ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Grofse Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen.«

»Aber nicht lange werden diese Auszüge blofs abgekürzte fremde Gedanken seyn; du wirst in kurzem deine eignen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die electrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit

und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat: so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigner über. Ehe man sich's versieht, kommt aus dem eignen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es, mein Kind; denn ich bin bei deinen Fähigkeiten gewiſs, daſs es dir glücken muſs: und ist es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiſs, daſs du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daſs, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann.«

Chr. Garve.

ACHTZEHNTES STÜCK.

DER HABICHT.

»Verdammter Dieb!« — schrie der hypochondrische *Tuff*, als vor unsern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabschoſs und es erwürgte. — Sein äuſserst ängstlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebische Klaue an seinem eigenen Herzen fühlte.

Freund! fing ich an, wenn Sie auf alles was junge Hühner stiehlt, so ergrimmt sind, so mögt' ich wissen, wie Sie Sich Selbst ertragen. Denn wohl bedacht, sind Sie der schlimmste Habicht im Lande. — *Tuff*, wie man wissen muſs, lebte bei seiner Brunnencur, wie ein anderer *Law* oder *Neuton*, von nichts als Hühnern.

Alles andere Fleisch, sagte sein Arzt, wäre zu schwer, und Gemüse wären zu blähend.

Er fand, dass ich Recht hatte, und ward noch ängstlicher als zuvor. — Schlimm genug, sagte er endlich, dass ich armer schwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuff. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm selbst die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüse.

Dieser Grund war zu einleuchtend, und setzte den Habicht zu genau in den eignen Fall unsers Tuff, als dass er noch hätte weiter können. Er sah sich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geschehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fing er nun an: die Natur! die Natur! Und

dann rechnete er mir mit einer wundernswürdigen Fertigkeit des Gedächtnisses — ob er gleich alles Gedächtniſs glaubte verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsstrichen zusammen brachte. Ist nicht die Natur, schloſs er endlich, eine grausame Mutter? Zeigt sich nicht ein offenbarer Widerspruch in ihren Werken und Anstalten?

Ein Widerspruch, lieber Tuff? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widersprüchen könnte ja die Natur nicht bestehen.

Warum nicht? — Sie besteht, wie trotz allen seinen Krankheiten mein Körper besteht; und Krankheiten sind ja auch nichts anders, als Widersprüche in der Maschine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeſs die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu lassen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens sah, plötzlich zurück, und fing von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieser liebreiche Instinct der Henne, ihr Ei zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu schützen; wenn da oben in seiner Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit seinen durchdringenden Augen ausspäht, und auf pfeilschnellen Flügeln herabschieſst, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerspruch in der Natur ist! — —

Nun es sei einer! Ich gebe nach, lieber Tuff. — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie

dann, dafs dies Läuten ist? Auf dem Thurme, oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es ist freilich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, dafs es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun also! die Anwendung gemacht! — Auch jene Widersprüche sind einzig in Ihrem Kopfe, und entstehn von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann seyn, sagte Tuff; ich will's glauben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Brust einen Seufzer — bei so schwachen Nerven, wie ich sie habe, wär' es besser, lieber gar nicht zu leben. Man wird sein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bei so ohnmächtigen Kräften unsrer

Vernunft; wär' es da nicht auch besser, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum daſs man sie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie spricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! spricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommt's nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften, und einem etwas fleiſsigern Gebrauch dieser Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig gesunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuff, ist's das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf sie nur unermüdet gebrauchen; so wird sie gewiſs — nicht zu einer ganz zweifelfreien, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einsicht kommen. — Um mit dem vor-

habenden Fall einen Versuch zu machen; tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde die vortrefflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werkzeuge zum Ausspähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerschöpflichreiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instincte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt. Aber von der andern Seite? — o, da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mördrische, nach Blute lechzende,

zum

zum Blutvergiefsen gerüstete Thiere; sehe so viel Rachen und Klauen gewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet; dafs meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weifs, soll es mehr Vergnügen oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh' ich Sie, lieber Tuff? Sie wollen sagen, dafs es die Natur fast so mache, als der Herr dieses Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospect durch ein schattiges Wäldchen zu schliefsen, mafs ein unfruchtbares Stück Land ab, und säte Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten; was thut er? Er schickt Arbeiter drüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Axt an, und läfst weit über

die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben so nun, glauben Sie —

Nicht doch! nicht doch! rief Tuff. Jener Aushau war nothwendig, selbst zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles so in's Wilde hineinwüchse, so würde bald nichts mehr wachsen; denn Eins würde das Andre ersticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieses Wäldchen weit unvollkommner.

Meinen Sie doch? Nun, so wäre ja eben dies ein Beweis, daſs oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm Anfangs durchaus entgegen schienen. — Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung suchen! — Worin setzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, versteht sich.

Also, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens, jene Aufopferungen nothwendig machte; so wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch so viel Leben, als nur bestehen kann? Und wollen doch dieses Leben so gesund, so blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, so muſs ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern also alle Himmelsstriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der leblosen Natur finden, da setzen wir eine Thierart hin, die es genieſse. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bei, die sich von Gras, von Kräu-

tern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den überflüssigen Säften der andern Thiere nähren. Meinen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere schaffen wir fort: alle blutgierigen Tieger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen schütten wir zu; alle hinterlistigen Spinneweben stäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus! rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuff? — Die ungefiederten wenigstens!

Nein, auch damit fort! lass sie Gemüse essen! Auch mit den Iltissen fort! Aus jedem Eie muss nun ein Küchlein, und aus jedem Küchlein ein Huhn werden. —

Recht! Und dann und wann auch ein Hahn! Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das versteht sich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie sie jetzt wird, zu verlieben. Dieses ungestörte Glück aller Geschöpfe, diese holdselige Eintracht, dieser tiefe, unschuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zusehn, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wär' es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daſs kein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erschallte, als Hahnengekräh und Hühnergeschrei? — Denn wenn alle die Hähne der ersten Generation zum Buhlen und alle die Hühner zum Brüten kommen, so sehen Sie

wohl, dafs schon bei der zehnten dieses eine Geschlecht viele andern verdrängt haben mufs. — Oder sähen Sie's lieber, dafs ohne Unterlafs eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältnifs zurücksetzte, wobei jede bestehen könnte?

Warum das? Ich sehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu grofse Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit ist gehoben.

Gehoben? So, dafs sieben andre entstehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geselligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen; wenn Revolutionen der leblosen Natur die Geschlechter verwüsten: soll es Jahrhunderte dauren, ehe die Lücke sich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und

der Glückseligkeit in der Schöpfung wieder ersetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — sagte er nachdenkend.

Sie stocken schon, seh' ich. — Doch gesetzt, daſs Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig so fortleben? Die Kräfte der Natur müssen sich doch endlich erschöpfen?

Nun ja! erschöpfen freilich; nur nicht gewaltsam in der besten Blüthe vertilgt werden.

Aber *wenn* sie sich nun erschöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wissen, ist die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und so viel Leben soll doch da seyn als nur immer bestehen kann. — Was fangen wir mit diesen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir übergeben sie der Verwesung, lassen die zerstörten organischen Theile sich in ihre Elemente auflösen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und so im Kreislaufe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur diese Auflösung das Werk eines Augenblicks wäre! — Erinnern Sie Sich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen erging? was für schnelle Beine Sie da bekamen?

O ums Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abgewandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Gesichte aufschauerte; an was erinnern Sie mich? Wissen Sie, daß mir das scheusliche Bild noch jetzt den Athem versetzt? daß ich die ganze Nacht durch — —

Stille! stille davon! Wo ich Sie in's Erzählen ihrer Zufälle lasse, so ist's um unser Gespräch gethan, und das wäre doch Schade. — Sie sehn also nun, daſs unsre zu weichherzige Güte Grausamkeit wird; daſs wir den Thieren die Luft, die sie einathmen, verpesten, sie tausend unangenehmen und schmerzhaften Empfindungen aussetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie sehen, daſs wir über dem gar zu ängstlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verschwendern des Lebens werden, und die Welt, die wir zum Paradiese verschönern wollten, zu einem Kerker von *Calcutta* *) verschlimmern. — Sehen Sie's nicht, lieber Tuff? —

*) Wo die eingesperrten Engländer in ihren eignen Dünsten ersticken muſsten. Man s. *Ives* Reisen.

Nicht so recht! Sie überschleichen mich, deucht mir. — Ich habe Ihnen nur so viel Leben eingeräumt, als zusammen bestehen könnte. Setzen Sie also gleich Anfangs nicht mehr, als daſs keine Fäulniſs, keine Verpestung der Luft zu besorgen stehe.

Aber wenn ich das setze — können Sie wissen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einschränken? Oder ist es nicht bloſser Eigensinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl der Wesen, die sich ihres Daseins freuen und glücklich seyn können, so sehr vermindern zu wollen? — Sterben müssen sie doch, die Thiere; und wer sagt Ihnen denn, daſs der gewaltsame Tod nicht, eben so wie er der kürzeste ist, auch der leichteste sei? —

Der leichteste? Man stirbt noch leich-

ter, denk' ich, vor Alter, wo Sterben nur Einschlummern heiſst. — Und kommt's denn nur darauf an, leicht zu sterben? Nicht auch, glücklich zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode geboren?

Aber sie *dürfen* nicht alle sterben. Das heiſst, den Tod der Natur nicht. Wir sind schon einig über den Punct.

Er stand stille, und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir sind's noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn selbst der Anblick beim Wäldchen mir hier zu statten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anstalten wider die Verpestung bereits gemacht hätte? —

Die mögt' ich kennen. Die wären? —

O erinnern Sie Sich! — Jene zahmern Raubthiere, die sich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzu fin-

den, die aus den Ruinen der todten Körper selbst zu Legionen geboren werden, ihre in Fäulniſs übergehenden Säfte sogleich wieder in frische verwandeln, und der Erde kaum andre Befruchtungstheile lassen, als die reinern, gesündern, die von ihnen selbst, als lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedunstet werden. — Sollten nicht diese Thiere zur Reinigung der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, hinlänglich seyn?

Nein! Denn auch sie werden Leichen. Es ist kein Grund vorhanden, warum wir nur sie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn also auch sie sterben, so kommt ja das Übel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freilich ein wenig später.

Sei es! Es kommt zurück; aber ver-

mindert. Das Thier hat bei seinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bei seinem Tode zurückläſst. — Und eben darum, dächt' ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre ersännen, und wieder: endlich müſsten wir dann so weit kommen, daſs der eigentlichen unmittelbaren Verwesung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur mögt' ich dann einsehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verpestung vorbeugen sollen, waren doch so zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der scheusliche Anblick —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick scheuslich war, so war er's nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Gesicht an sich ist nicht ekel. — Und wo mir recht ist,

so fuhren wir mit der Hand nach der Nase, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal stille, und blickte nieder. — Sie sehen, sagte er, wie erstaunlich schwach jetzt mein Kopf ist.

Verzeihen Sie! Nur die Sache war schwach. Wer klüger als die Natur seyn will, der zieht freilich den Kürzern. — Sie geben mir also zu, daſs wir die Welt durch unsre Einrichtung unendlich verschlimmert haben? —

Es scheint wohl nicht anders.

Nun wohl denn! So müssen wir sehn, wie wir helfen. — Ich wüſste hier freilich ein Mittel, ein meines Bedünkens sehr heilsames Mittel: allein — ob Sie's billigen werden? — —

Lassen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir lieſsen nicht nur

unsern fruchtfressenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, liefsen nicht nur Millionen, die nach unserm ersten Plan würden gefehlt haben, geboren werden, und doch alle ihr Dasein geniefsen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirksameres Leben in die Natur, das ohne dieses Mittel durchaus nicht da seyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält; durch Kräfte, die einander entgegenkämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältnisse neben einander fortdauren, und immer kämpfen und sich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie sagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein so schwaches und kurzsichtiges Geschöpf, wie der Mensch, auf wahrhaft weise Mittel gerathen können, die der allsehende Schöpfer nicht schon lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Ist auch nur der schwächste Schimmer von Licht in unsrer Seele, den nicht unsre Finsterniss von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unser Verstand etwas anders, als seiner Herrlichkeit nachsehn? — — Kurz, wir setzen den Menschen in die Natur, dass er täglich Millionen Leben zerstöre und sogleich wieder in Lebenssäfte verwandle; wir lassen für jede fruchtfressende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüssen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsstrichen, Räuber zu, die immer für tausend und mehr Lei-

chen

chen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe sie selbst noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Mensch, so wie er das Haupt der thierischen Schöpfung ist, so ist er auch das wichtigste Mittel ihrer Erhaltung; denn sein Geschlecht ist sehr zahlreich, er bringt sein Leben sehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch, er hat die Vernunft seine Todten zu verbrennen, oder in die Erde zu scharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viel werden, auch diese. — So und nicht anders, mein Freund — —

Ich seh' es: Sie haben Recht! fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — dafs er seine

Welt schuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahllosen Geschlechter der Raubthiere in die Natur; erlauben den fruchtfressenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege; ziehen immer neuen Anwachs zum schnellen Ersatz des Verlorenen an; bringen mehr Geselligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt; erhalten die Thiere bei einer reinern Luft gesünder, fröhlicher, muntrer; geben den Raubthieren diese schärferen Sinne, dieses wärmere Blut, diese höhere Wirksamkeit, die ihr Leben um so viel Stufen höher setzt, als das Leben der andern Thiere. — In diesem Tone fuhr er fort, und sprach mit einer Wärme, mit einer Beredtsamkeit! — daſs ich aufmerksam ward und ihn ansah.

Ihre Cur, rief ich, hat Wirkung gethan. Wie hält's um die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt auf die Schulter; die Füſse erschleppten ihn kaum; es war der elendeste Mann. — Einbildung! Einbildung! rief ich. Und ob er dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch die Erfahrung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugniſs darüber, einen sichtbaren Trost. Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäftigung untersagt, so würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das diese Materie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortrefflichsten Apologieen der Vorsehung ist. Meinen nicht hypochon-

drischen Lesern will ich's doch nennen; es sind die *Philosophischen Betrachtungen über die thierische Schöpfung* *). Eine Schrift, die eben so unterhaltend durch die gewähltesten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wichtigen Gesichtspuncte ist, worein dieselben gestellt werden. Auf allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorsehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kennen mögten, zu reizen, will ich eine Stelle hersetzen, die ungefähr das Resultat von den Untersuchungen des Verfassers enthält.

»Leben, sagt er, ist eine Glückseligkeit; und der Wille des Schöpfers ist, daſs unzählige Schaaren dieser Glückseligkeit genieſsen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige er-

*) Aus dem Englischen. Leipzig, 1769.

schaffen, die wir bewohnen: eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechselt, durch Flüsse und Seen erfrischt, durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsichtbare Ursachen die Elemente, die mit allen Principien des Lebens geschwängert sind, in beständigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime noch wunderbarere Kräfte, die reichen Schätze der Elemente an sich ziehen, aufsammeln, und sie zur Erhaltung der thierischen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn so unendlich groſs ist die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Substanz gleichsam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Wesen, durch ewige und unveränderliche

Gesetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten sich vervielfältigen, es dazu geschieht, den Verlust leicht wieder zu ersetzen, dem ihre Hinfälligkeit sie bloſsstellt, und wenn sie sich einander aufreiben, wenn ihr Dasein in gewisse Gränzen eingeschränkt ist, dieses geschieht, das Übermaaſs in ihrem Anwachse zu verhüten. — Die groſse Absicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet ist, besteht in der Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems. Es giebt allgemeine Gesetze, die jede Classe der Geschöpfe antreiben, diese Absicht zu befördern; und diese Geſetze sind so genau mit einander verknüpft, daſs sie nothwendig einander wechselsweise voraussetzen und nach sich ziehen.«

NEUNZEHNTES STÜCK.

PROBEN RABBINISCHER WEISHEIT *).

1.

»Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben.«

Rabbi *Assi* war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand daſs er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er.

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzählungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranstehen.

Muſs nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe, deine Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt, Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bessern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daſs man dich zum Richter der Gemeinde wählte, so sehr auch die Gemeinde es wünschte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus miſsverstandener Demuth hab' ich es unterlassen. »Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes.«

2.

»Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr.«

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam *Alexander*, der Macedonier, zu einem Volke in Africa, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen, und goldnes Brot vor. — Esset Ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher: genieſsbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach

Alexander; aber eure Sitten mögte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein: denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstan-

den hätte; und nach einiger Überlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwundrung . . . Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Son-

derbar! Giebt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. *Ihr* verdientet es nicht.

3.

Das erste Weib.

Gott schuf der Weiber Erste
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Dafs sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Das sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Dafs sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte sonst nach allem;

Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Füſsen,
Sie liefe sonst nach allem.
Er schuf sie aus der Ribbe,
Der unbescholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4.

»Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen gröſsern Schatz, denn köstliche Perlen.«

Einen solchen Schatz hatte Rabbi *Meir*, der groſse Lehrer, gefunden. Er saſs am Sabbat in der Lehrschule, und

unterwies das Volk.. Unterdeſs starben seine beiden Söhne: beide schön von Wuchs, und erleuchtet im Gesetz. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette, und breitete ein weiſses Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hauſe. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daſs ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbats *), trank und fragte abermal: Wo sind meine Söhne, daſs sie auch trinken vom Wein des Se-

*) Eine Ceremonie der Juden beim Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornehmlich des Sabbats.

gens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dies sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwissen nicht. — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt,

aber Ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Namen des Herrn sei gelobet! — Der Namen des Herrn sei gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heiſst es: »Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen gröſsern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.»

5.

5.

Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiser sprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet sich in seiner Schrift einen *Eiferer*, der keinen andern Gott neben sich dulden kann, und giebt bei allen Gelegenheiten seinen Abscheu wider den Götzendienst zu erkennen. Wie kommt es aber, dafs er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen selbst, zu hassen scheint? — Ein gewisser Fürst, antwortete der Rabbi, soll einen ungehorsamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherlei Art, hat er die Niederträchtigkeit, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürst auf den Prinzen, oder soll er auf die Hunde zürnen?

Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiederte jener, so würde weniger Gelegenheit zur Verführung seyn. — Ja, versetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloſs Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft, u. d. gl. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getreide stiehlt und es einsäet; soll das Getreide nicht aufschieſsen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beiwohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer läſst der von ihm selbst so wohl geordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der sie miſsbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode.

machte ihm der Weltweise folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt sind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn dieser liegt, wenn die Seele Abschied nimmt, wie ein Erdklos da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben sündigen können. Und die Seele? Ohne das Fleisch würde sie sich eben so wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie schwebt in der reinsten ätherischen Luft, sobald sie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefesselt ist. Welches von beiden soll also der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit seyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege seiner Gerechtigkeit. Indeſs ist dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hat-

te in seinem Obstgarten zwei Sklaven, wovon der eine lahm und der andere blind war. Dort sehe ich köstliche Früchte, sprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dies thaten sie, und bestahlen ihren Wohlthäter, der sie, als unbrauchbare Knechte, bloſs aus Mitleiden ernährte. Er kam, und stellte die Undankbaren zur Rede. Jeder schob die Schuld von sich, indem der Eine sein Unvermögen die Früchte zu sehen, der Andere sein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorschützte. Was that aber der Hausherr? Er setzte den Lahmen auf den Blinden, und strafte sie in der Lage ab, in welcher sie gesündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menschen Leib und Seele.

6.

Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willst die Buſse verschieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur beſsre dich *Einen* Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiſs ich den Tag wann ich sterben werde?

Der Lehrer. Wenn du diesen nicht weiſst, so ist kein andrer Rath, als heute noch anzufangen.

7.

»Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.«

Wer seinen Gott so liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, ihm für das Böse das er uns widerfahren läſst, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyrannischen Regierung der Griechen, ward einst den Israeliten bei Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen. Rabbi *Akiba* hielt gleichwohl öffentliche Versammlung, und unterwies im Gesetze. Ihn fand *Pappus,* der Sohn *Juda,* und sprach: Akiba! fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen? — Ich will dir eine Fabel erzählen, sprach

Rabbi Akiba, die mit unsern Umständen viel Ähnliches hat. Der Fuchs ging einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sah die Fische bald hier bald dort sich zusammendrängen. — Was lauft Ihr da so ängstlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fische, und wir suchen ihnen zu entkommen. — Wifst Ihr was? erwiederte der Fuchs. Kommt zu mir auf's Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll. — Bist du der Fuchs, war ihre Antwort, den man sonst für das klügste unter den Thieren hält? Du mufst das einfältigste seyn, wenn du uns diesen Rath im Ernste ertheilest. Siehe! hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns, in das Element des Todes

zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Iuda! ist leicht. Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens; denn so stehet von ihr geschrieben: Sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen, und in dasselbe Gefängniſs gesetzt. — Was hat dich hiehergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast; aber wehe dem Pappus, der leiden muſs, weil er sie vernachläſsiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Israel! zu lesen. »Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen *).« — In der Vorbereitungsandacht, unterwarf sich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Qualen. — O meine Lieben! sprach ihr Lehrer: zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit gebanget, dieses göttliche Gebot halten zu

*) Dieses Capitel der Schrift wiederholt jeder Jude zweimal des Tages, nachdem er sich durch Vorbereitungsgebete dazu angeschickt hat.

können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden, muſs ich sie nicht vernachläſsigen. Er weilte so lange bei den Worten: ein einiger Gott! bis sein Geist ihn verlieſs. Und eine Stimme lieſs sich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten emporschwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn ist!

Moses Mendelssohn.

ZWANZIGSTES STÜCK.

PROBEN RABBINISCHER WEISHEIT.

(FORTSETZUNG.)

I.

Der Segen des Gastfreundes.

Der alte Rabbi *Isaak* besuchte seinen Freund, Rabbi *Nachman*. Mehrere Wochen blieb er gastfreundlich in seinem Hause, und die ganze Zeit über unterhielten sie sich vom Gesetz, tauschten Meinungen und Gründe, und belehrten sich gegenseitig. Die Stunde des Scheidens rückte heran. Rabbi Nachman war gerührt. Der Gedanke, daſs er seinen bejahrten Freund wahrscheinlich nie wie-

dersähe, befeuchtete seine Augen. Endlich sagte er zu ihm: Segne mich, ehrwürdiger Freund, ehe du von dannen scheidest! — Ich dich segnen? Dich, du Vortrefflicher? Bist du doch jenem Palmbaume so ähnlich! — Welchem Palmbaume, Rabbi? — Sieh, mein Lieber! Einst gerieth ein Wandrer in eine Wüste. Er war ermüdet. Hunger und Durst überfielen ihn; er verlechzte schier. Auf einmal erspäht sein Auge am Ufer eines kleinen Bachs einen schönbelaubten Palmbaum, voll reifer Datteln. Er eilt in dessen Schatten, lagert sich hinein, stillt den Hunger mit den Früchten des Baumes, und sättigt seinen brennenden Durst aus dem Bache, wird erquickt und neu belebt. Nun steht er auf, und blickt dankbar, beide Hände auf den Wanderstab gestützt, in die Schatten.

Wohlthätiger Baum, spricht er, ich sollte dich segnen. Aber womit kann ich dich segnen? Sollen deine Früchte gedeihen? O wie sind sie so süſs und würzhaft! Sollen deine Zweige sich verbreiten? O wie schön wölbt sich deine Krone, wie kühlend ist dein Schatten! Soll ein Bach sich zu deinen Füſsen schlängeln? Flieſst doch schon der klarste, hellste Krystall neben dir hin! Dennoch, dennoch segne ich dich, edler Baum: mögen alle deine Spröſslinge dir gleichen! — So auch ich, redlicher Gastfreund! Siehe, du hast groſse Kenntnisse erworben; Rang und Vermögen ist dir zu Theil worden; das Bewuſstsein eigener Würde, das Glück des Hausvaters, die Achtung der Tugendhaften, besitzest du in seltner Fülle. Mögen dann deine Kinder dir gleichen! Möge *ihr* Loos wie das *deinige* seyn!

2.

Äuſsrer Feind und innrer Verräther.

Aus einer Eisenschmiede fuhr ein mit neugehämmerten Äxten beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erscheinung. — Wer wird vor ihnen bestehen? Diese Eisen fällen uns alle! So klagte ihr Angstgeräusch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! Solange keiner von euch diesen Äxten Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nicht schaden.

3.

Die Schöpfung des Weibes.

Jene Matrone sagte zu Rabbi *Josse*: In der Schöpfungsgeschichte der Eva erscheint euer Gott nicht in dem schönsten Lichte. Warum mufste er dem Adam die Ribbe entwenden? warum sie ihm in tiefem Schlaf gleichsam rauben? — Vater! sagte Rabbi Josse's anwesende Tochter: lafs *mich* ihr antworten! — Weifst du schon, edle Frau, dafs diese Nacht Diebe bei uns eingebrochen sind? dafs sie uns eine Silberstange geraubt, und ein goldnes schöngearbeitetes Prachtgefäfs dafür hingesetzt haben? Sage, was däucht dir zu diesem Frevel? — Du scherzest, Mädchen, erwiederte die Matrone: kannst du *das* Rauben nennen? Kann eine solche Handlung dir Frevel

scheinen? — Nicht? sagte die Jungfrau. So klage auch du unsern Gott nicht an, daſs er eine entbehrliche Ribbe nahm, und statt ihrer eine unschätzbare Gehülfinn baute.

4.

Der Wein in irdnen Gefäſsen.

Je mehr die Kaisertochter *) mit dem Rabbi *Josua*, dem Sohn *Ananias*, sich unterhielt, desto mehr ergötzte sie sein Scharfsinn, erfreuten sie seine Kenntnisse, erbauten sie seine Tugendlehren. Doch entschlüpfte ihr einst, gleichsam unwillkürlich, das Wort: Welche schöne Seele und welche widrige Hülle! Konnten so lieb-

*) Vermuthlich die Tochter *Antonins des Frommen*.

liebliche Tugenden nicht in einem schöneren Körper wohnen? — Sage mir, große Fürstentochter, fragte sie der Rabbi nach einer Weile: worin wird der edle Rebensaft deines erhabnen Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäßen. — Unmöglich! Darin bewahrt ja den seinigen jeder Bürger. Man sollte doch des Kaisers Weine in goldenen und silbernen aufbehalten. — Du hast nicht Unrecht, erwiederte die Fürstinn: das wäre schicklicher, und das soll von nun an geschehen. — Der Wein verdarb; sein Geist entfloh. — Du hast mich übel berathen, sagte nach einiger Zeit die Fürstentochter. In den Prachtgefäßen ist der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr möglich! erwiederte Josua: auch Tugend und Kenntnisse gedeihen am besten in wenig glänzenden Körpern.

5.

Die Reue des Frommen.

Ein alter Diener des Hauses *Amram* bracht' ein Mädchen aus der Gefangenschaft zurück. Räuber hatten sie den Eltern entführt; Rabbi Amram liefs sie auslösen. Das Mädchen war in ihrer blühendsten Jugend, und von blendender Schönheit. — Das Haus des Frommen ist der Zufluchtsort der Tugend. — Führt sie auf den Söller des Seitengebäudes, sagte der Rabbi, und nehmt die Leiter weg die hinaufführt. Dort weile sie bis morgen, wo ich sie dem weinenden Vater überantworten will. — Aber kaum war der Rabbi in sein Haus getreten, als das Herz des Frommen von unlautrer Begierde entbrannte. Das dankbare aus der

Sclaverei losgekaufte Mädchen hatte ihn liebevoll angeblickt, und das Feuer der Leidenschaft in seinem Innern entzündet. Er kämpft, aber umsonst; das Herz wird des Kopfes Meister. Er eilt in den Hof, ergreift die beiseite gestellte Leiter, ergreift sie mit einer Kraft die nur heftige Leidenschaft giebt, legt sie an, und besteigt sie. Das Mädchen tritt schüchtern vor die Öfnung des Eintritts. Tugend und Begier erneuern den Streit bei ihrer Erscheinung. Endlich, auf halbem Wege, ermannt sich Amram, erhebt plötzlich die Stimme, und ruft, auf der Leiter stehend: Feuer! es brennt! Im Hause Amrams brennt's! — Auf sein durchdringendes Geschrei eilen Hausgenossen, Nachbarn, die ganze Schaar seiner Schüler herbei. Der Fromme bleibt mit Feuergluth im Gesicht und mit niedergeschlagenen Au-

gen stehen. Die Anwesenden schweigen erstaunt; aber ihr Blick irrt von dem Lehrer auf das Mädchen, von dem Mädchen auf den Lehrer, und sie verstehen den Ausruf. Endlich öffnet er den Mund, und mit bewegter Stimme sagt er: Besser, ich stehe jetzt beschämt vor euch in dieser Welt, als einst beschämt vor dem ewigen Weltrichter in jener.

6.

Bescheidenheit.

Rabbi *Elieser*, der Sohn *Simons*, reis'te von der hohen Schule *Migdal eder* nach dem Orte, wohin man ihn zum Lehrer berufen hatte. Er ritt auf einem Esel, war sehr heitern Gemüths, und überhob sich innerlich der großen Kenntnisse, die schon im Jünglingsalter ihn zu ansehnli-

chen Amtern führten. Ein Wandrer zu Fuſs holte ihn ein. Der Mann war ungestaltet und von schwärzlicher Farbe. Friede sei mit dir, groſser Rabbi! rief dieser ihm zu. Jener erwiedert den Gruſs nicht, sondern sagt spöttisch zum Wandrer: Mensch! wie bist du so ungestaltet! Sind alle Bewohner deines Geburtsortes so? — Ich weiſs nicht, antwortet der Mann beleidigt. Aber geh zum Meister, der mich schuf und erhält, und frag' ihn, warum er einem solchen Unwesen das Dasein verlieh. — Rabbi Elieser fühlte alsbald die Übereilung, zu der ihn jugendlicher Übermuth verleitet hatte; er warf sich vom Esel herab und vor dem Wandrer auf die Kniee: Ich habe dich beleidigt; vergieb mir! — Nein! nein! Hin zum Meister, und frag' ihn, warum er eine solche Miſsgestalt

schuf. — Er setzt seinen Wanderstab weiter; der Rabbi folgt ihm, zerknirscht von Reue. Unfern der Stadt strömen ihnen die Bürger entgegen. — Friede sei mit dir, Rabbi! Großer Lehrer, sei uns gesegnet! — Wem gilt dieser Gruß, dieser Zuruf? fragt hier der Wandrer. — Wem anders, als dem Manne, der dir nachtritt? — Wie? den nennt Ihr Rabbi! den begrüßt Ihr, als Lehrer? Mögte seines Gleichen keiner in Israel seyn! — Warum? Was sprichst du? — Der Ungestaltete erzählt; der Rabbi bekennt durch Stillschweigen die Übereilung. — Ach vergieb ihm, Fremdling, den jugendlichen Unbedacht; vergieb ihm um seiner Gelehrsamkeit willen! — Ich vergeb' ihm um Euretwillen; nur mag er nicht wieder fehlen!

Rabbi Elieser bestieg den folgenden

Tag den Lehrstuhl mit dem Spruche: »Immer sei der Mensch nachgebend wie das Rohr, nicht unbiegsam, wie die Ceder.«

7.

Der weise Richter und die zärtliche Gattinn.

Einst führte ein Mann sein Eheweib nach Sidon vor den Rabbi *Simeon*, den Sohn *Jochai*. Großer Lehrer! sagte er zu ihm, mit dieser Frau leb' ich nun zehn volle Jahre in Eintracht und Frieden; aber unsre Ehe ist kinderlos. Aus Ehrfurcht für die Gesetze will ich ihr den Scheidebrief geben. — Das Weib stand schamroth da wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und heiße Thränen flossen von ihren schönen Augen. Gerührt wendete sich der Ehemann zu ihr. O weine nicht, sprach er,

nimm was du willst, nimm das Schätzbarste aus dem Hause mit dir; ich gestatt' es dir gerne: nur kehre ohne Unmuth in das väterliche Haus zurück! — Die Trostlose schwieg, weinte bitterlich, und blickte auf den Richter. — Freund der Gesetze, sagte endlich der Rabbi: als du das Eheband knüpftest, nicht wahr? da feiertest du ein Fest? — Freilich! und ein grofses und frohes. — So gehe hin, und feire ein gleiches wieder, ehe du es lösest.

Die Eheleute entfernten sich ehrerbietig: er heitern Sinns, sie mit einem Strahl von Hoffnung in der Seele.

Das Mahl wird bereitet. Das Fest beginnt. Des Weines ist vollauf. Die Frau hat Alles angeordnet. — Der Becher kreiset, die Freunde trinken. Der Ehemann wird heiter und fröhlich, zecht, leert Be-

cher auf Becher, und fällt endlich in tiefen Schlaf. — Kaum sind die Gäste verschwunden; so winkt die wachsame Frau den wartenden Sclavinnen. Diese tragen leise und sorgfältig den Berauschten ins schwiegerelterliche Haus. Um Mitternacht erwacht er. Wo bin ich? Wie komm' ich in dieses Haus? — Mein Lieber! antwortet mit sanftem Tone die Frau, ihn umarmend; sagtest du nicht in Gegenwart des grofsen Lehrers: Nimm, was du willst, nimm das Schätzbarste, und kehre heim in's väterliche Haus? Warst nicht du das Schätzbarste in unserm Hause? Zürnest du mir, dafs ich's nahm? — Der Vorhang fiel. Der heilige Segen der Ehe blieb nicht aus.

8.

Rabbi Elieser und seine Gegner.

Daſs Wunder keine Beweismittel für Wahrheit sind, ist eine unterscheidende Lehre des Judenthums, und wohl unmöglich konnte diese Lehre stärker vorgetragen werden, als in folgender so ganz orientalisch gedichteten Erzählung des Talmud, worin besonders der letzte Zug von der Freude der Gottheit über das Festhalten an beſsrer Einsicht jedem auffallen wird.

In der Lehrschule entstand ein heftiger Streit zwischen Rabbi *Elieser* und andern Gesetzlehrern. Der Streit betraf eine gewisse Anwendung der Lehre vom Reinen und Unreinen. Rabbi Elieser, um seine Meinung geltend zu machen, brachte alle nur mögliche Gründe vor; aber

man fand sie nicht überzeugend. — Ob mein Ausspruch gegründet sei, rief endlich Rabbi Elieser, mag dieser Bochshorn *) bezeugen! Auf dieses Wort reiſst sich der Baum von seiner Stelle, und wird auf eine weite Strecke fortgeführt. — Gut! entgegnen die Mitstreiter; aber was beweis't man mit entwurzelten Bochshornbäumen? — Nun, fährt Rabbi Elieser fort, so mag denn dieses vorbeiflieſsende Wasser die Wahrheit meines Ausspruchs bezeugen. Und siehe! das abwärts strömende Wasser ändert seinen Lauf, und flieſst aufwärts. Die Gegner erwiedern: Was beweis't zurückströmendes Wasser? — So mögen denn die Wände dieses Lehrsaals zeugen, sagt Rabbi Elieser, ob nicht das

*) Johannisbrot-Baum.

Recht auf meiner Seite sei! Was geschieht? Die Ecksteine des Hauses treten aus, und die Mauern neigen sich zum Einsturz. Aber Rabbi *Josua* ruft ihnen zu: Mauern! Mauern! Wenn Schüler der Weisen mit einander wetteifern; was mischt Ihr euch in den Streit? Und nun fallen sie nicht, aus Ehrfurcht für den einen Lehrer, richten sich auch nicht auf, aus Ehrfurcht für den andern: überhangend bleiben sie stehen.

So entscheide denn die Stimme Gottes! ruft endlich Rabbi Elieser aus. Und fürwahr! eine Stimme vom Himmel erschallt und ruft: Was streitet Ihr mit Rabbi Elieser? Sein Ausspruch entscheidet. — Aber Rabbi Josua fährt auf, und ruft der Stimme entgegen: *Es ist nicht im Himmel!* *)

*) Ein Halbvers aus folgender Stelle des 5. B.

Rabbi *Jeremia* deutete diese Gegenrede: *Wir achten auf keine Stimme des Himmels;* denn in deinem Gesetzbuch, auf dem Berge Sinai hast du, Gott, selbst gelehrt: Nach der Stimmenmehrheit, nach der Menge, sollst du dich neigen.

Als nun Rabbi *Nathan* den *Elia* *) fand, und diesen fragte: Lieber! was sagte um diese Stunde die Gottheit? da

Mose, Cap. 30, V. 11, 12: »Denn dies Gebot, das ich dir jetzt gebe, ist dir nicht verborgen, auch nicht ferne. *Es ist nicht im Himmel*, daſs du etwa sagen mögtest: wer steigt für uns in den Himmel hinauf, um es herunterzuholen und uns zu verkündigen?«

*) Der Prophet *Elia* aus Tisbi spielt im Talmud eine sehr wichtige Rolle. Als Vorläufer des Messias nicht allein; sondern immer, wenn der Wahrheit einer Sache durch Autorität noch ein Siegel aufgedrückt werden soll, läſst der Talmud ihn erscheinen und wieder verschwinden.

erwiederte der Prophet: Die Gottheit lächelte zufrieden, und sprach: Meine Kinder haben obgesiegt! Meine Kinder haben obgesiegt!

D. Friedländer.

EIN UND ZWANZIGSTES STÜCK.

DIE BILDSÄULE.

Wie traurig, rief ein junger Schüler *Bonnets*, daſs ich immer nur die Eigenschaften der Seele erforschen, immer nur in der Entwickelung ihrer Kräfte fortfahren, aber nie bis zur Erkenntniſs ihres eigentlichen Wesens gelangen soll! Die ausdrückliche Erklärung meines Lehrers benimmt mir alle Hoffnung dazu; die Mystiker, die mir ein näheres Licht versprechen, führen mich in ein noch tieferes Dunkel; und alle meine eignen Bemühungen, bis zum Grundwesen meiner Seele hindurchzudringen, sind fruchtlos. — Der Mensch, sagt man, ist nicht für diese Erkenntniſs gemacht. — Das fühl'

ich leider; aber woher denn in mir dieser lebendige, ungeduldige Trieb, sie zu haben? Woher in einer sonst so weislich eingerichteten Natur, wie die meinige, dieser Durst, wenn nirgend eine Quelle fliefst, die ihn löschen könnte? Mag mir doch die Antwort ausbleiben, wie lange sie wolle; ich werde nicht aufhören können, mich selbst zu fragen: Wer bin ich? Ich empfindende, denkende, wollende Seele; was für ein Wesen hab' ich? Was ist in mir das Unbekannte, dem jene mir bekannten Eigenschaften beiwohnen? dem sie anhangen? in dem sie sind? —

Einst, im Morgenschlummer, bemächtigte sich bei unserm jungen Denker die Phantasie dieser Grübeleien seiner Vernunft, und webte aus dem luftigen Gespinnst derselben eine ganze Folge von Phänomenen. Er sah die philosophische

Dich-

Dichtung seines Lehrers realisirt: eine belebte menschliche *Bildsäule*, die also mehr als Bildsäule, die ein Mittelding zwischen der vollkommensten Pflanze und dem unvollkommensten Thier war. Ihre Sinne waren noch alle gebunden; sie erwarteten noch alle die erste Rührung, den ersten Eindruck eines Objects: sonst waren die Nerven gespannt, die Säfte in Umlauf; der Puls schlug, und sämmtliche Verrichtungen des animalischen Lebens gingen von Statten. — Man weifs, zu welchem Endzweck *Bonnet* und sein Vorgänger *Condillac* eine solche Bildsäule erdichteten. Sie glaubten dadurch die Untersuchung zu simplificiren und zu erleichtern, wie bei Gelegenheit der sinnlichen Eindrücke sich nach und nach die Kräfte unsrer Seele entwickeln.

Die lebhafte Freude des jungen Man-

nes, der auf einmal Hoffnung zur Beantwortung der tiefsinnigsten Fragen der Weltweisheit faſste, läſst sich nur denken. Auch jene berühmte Frage des *Molyneux,* die Ähnlichkeit zwischen Gefühls- und Gesichtseindrücken betreffend, sah er nun im Geist schon entschieden. — O, rief er aus, wenn ich doch von der Göttinn der Weisheit eine ähnliche Gnade erbitten könnte, wie sich einst Pygmalion von der Göttinn der Liebe erbat! Wenn sie doch die verschloſsnen gefesselten Sinne dieser wunderbaren Bildsäule entlösen wollte! . . . . . Aber das müſste nicht zugleich, nicht zu plötzlich seyn, theure Göttinn, damit ich Raum zum Beobachten hätte. Erst müſsten die gröbern, dann die feinern Sinne, und nur allmählich, nur langsam, immer einer nach dem andern, entbunden werden. —

Kaum war der Wunsch vollendet; so hörte er schon den schnaubenden *Athem* der Bildsäule, und sah entzückt wie sie beide Nasenflügel bewegte. Er sprang mit der höchsten Ungeduld eines Beobachters in's Fenster, und pflückte aus einem kleinen dort aufgestellten Blumengarten eine Rose, die noch spät neben einer frühzeitigen Nelke blühte.

Er bot der Bildsäule die Rose, und sie zog mit sichtbarem Vergnügen den sanften Wohlgeruch ein. Er bot ihr die Nelke, und mit noch sichtbarerm Vergnügen schlürfte sie den erquickenden aromatischen Aushauch in sich. — Himmel! wenn sie doch auch nur spräche! rief er. Denn was hilft's mir, daſs ich ihre innern Veränderungen nur so im Allgemeinen erkenne? Das ganz Eigne der Empfindungen, der Modificationen

ihrer Seele, mögt' ich erfahren. . . . Aber wie sie wohl alle Gebehrden verstellen mögte, wenn ich plötzlich ihre Empfindungen abänderte und widrigen Duft auf Wohlgeruch folgen ließe? — In demselbigen Nu sprang er wieder ins Fenster, um eine Todtenblume, die er ihrer Gestalt wegen gepflegt hatte, zu brechen. Die Bildsäule, die in Erwartung neuen Vergnügens noch immer den Athem an sich zog, fand sich treflich betrogen. Sie ward nicht sobald den widrigen Eindruck inne, als sie mit gekräuster Nase zurück fuhr, und aus aller Kraft ihrer Lungen den Duft hinwegblies.

Der junge Mann war jetzt in der ungeduldigsten Erwartung, ob nicht bald ein neuer Sinn sich entwickeln würde. Aber welch ein weit größeres und unerwartetes Vergnügen stand ihm bevor!

Die Bildsäule warf plötzlich ernsthafte Falten, wie von einem tiefen Nachdenken, auf die Stirne, und siehe! sie konnte reden und räsonniren. — Das waren zwei Eindrücke, rief sie, von ganz verschiedner Natur. Die eine Blume duftete lieblich, die andre widrig; aber ich, die ich beide Eindrücke empfand, ich die Riechende, bin von beiden verschieden, und bin nur Eins. Wär' es sonst möglich, daſs ich diese Eindrücke verglichen, sie einander entgegengesetzt, geurtheilt hätte? Wenn ich denn aber etwas Anders, etwas für mich Bestehendes bin; was bin ich? was für ein Wesen hab' ich? ... Wie jene Blumen dufteten, weiſs ich; aber wie mag wohl ich, die empfindende, die genieſsende Blume, duften? —

Die Frage war eben so drollicht als unerwartet, und unser Träumer lachte

laut auf. — Gute Bildsäule! dacht' er, laſs nur erst deine feinern Sinne in's Spiel kommen, und du wirst das Alberne deiner Frage schon inne werden. Genie hast du wirklich, und das recht viel: denn in so kurzer Zeit und über bloſse Gegenstände des Geruchs eine so metaphysische Frage zu thun; beim Platon! das ist mehr, als ich hoffen durfte. Aber sich die Seele wie eine Blume, ihr Wesen wie einen Duft zu denken; das ist denn doch immer sehr lächerlich! sehr possierlich! das schmeckt noch gar sehr nach der Bildsäule! — Während daſs er noch sprach, fing eine Nachtigall, die schon seit Wochen geschwiegen hatte, noch einmal zu schlagen an; und ihre Töne waren so süſs, so hinreiſsend, so schmelzend. Die Bildsäule *horchte* hoch auf; denn nun hatte sich in ihr auch der Sinn des Ge-

hörs entwickelt. Alle ihre Mienen zeigten Ausdruck des innigsten Wohlgefallens, und sie rief einmal über das andere dem kleinen Virtuosen ein Bravo! Die Nachtigall schwieg; und nun kam ein Rabe mit gelähmtem Flügel, den unser Philosoph zu seinem Vergnügen unterhielt, krächzend herbei gehüpft, als ob er sich auch ein Bravo hätte verdienen wollen. Die Bildsäule schüttelte misfällig den Kopf, und schien zu wünschen daſs der heisre widerwärtige Schreier ein Ende machte. Dann warf sie wieder eine ernste tiefe Falte auf ihre Stirne, und fing von neuem an zu vernünfteln. — Das waren neue und abermals sehr verschiedene Eindrücke, sprach sie; aber ich, die ich sie hatte, ich blieb dieselbige, und bin noch jetzt dieselbige, welche die verschiedenen Gerüche einsog. Auch bin

ich Empfindende von dem Empfundnen verschieden, bin ein Wesen für mich, und bin Eins. Aber was ich bin, und was für eine Natur ich habe; das ist mir noch immer ein Räthsel. Sollt' ich vielleicht ganz unrecht gefragt haben: wie duft' ich? und sollte vielleicht die Frage so müssen gefafst werden: wie tön' ich? —

Herrlich verbessert! rief unser junge Weltweise spöttisch. Wenn sich Abgeschmacktheit gegen Abgeschmacktheit messen liefse; so mögt' ich sagen, dafs diese hier noch ärger als jene wäre. Denn Duft ist bei alle dem doch noch etwas Reelles, etwas für sich Bestehendes; aber ein Ton! was ist der mehr, als blofse Veränderung, blofse Bewegung? — In diesem Augenblick fing die Bildsäule an, auch die Finger zu rühren, den Arm zu bewegen, mit der Hand um sich her zu

greifen. Sie konnte nunmehr auch *füh-len.* Der Philosoph, der — ich weiſs nicht, ob im Cicero oder selbst im Platon — gelesen hatte, daſs unter allen Figuren die Sphäre die schönste sei, legte schnell in die offne Hand der Bildsäule eine kleine elfenbeinerne Kugel, und es schien als ob sie die sanften Umrisse mit Wohlgefallen betastete. Er sah sich eben nach einem eckigen unregelmäſsigen Körper um, der dem Gefühle unangenehm wäre, als er für diesmal den zweiten widrigen Eindruck unnöthig fand; denn die Bildsäule, ohne denselben abzuwarten, fing von neuem ihr Räsonnement an. Sie lachte nun selbst der Albernheit ihrer vorigen Fragen. — Nicht, wie ich dufte, oder wie ich töne, sagte sie, muſs ich fragen: denn das sind nur Eigenschaften, nicht Wesen. Jetzt endlich bin ich so

glücklich, dafs ich Wesen erkenne; und die einzige Frage, sehe ich wohl, die ich mit Verstande über mich aufwerfen kann, ist die: welche Figur ich habe? Meine Eigenschaft ist weder Duften noch Tönen, sondern Empfinden; aber welchem Wesen, von welcher Figur, wohnt diese Eigenschaft bei? —

Hier erwachte der Träumer, noch eh' er das Vergnügen genossen hatte, Gesichts- mit Gefühlseindrücken vergleichen zu hören. Er wufste erst nicht, da er seinem Traume nachdachte, ob er mehr lachen oder sich ärgern sollte. Wie muthwillig, sagte er endlich, spielt doch im Traume die Phantasie mit der Vernunft! Welch eine schale Dichterinn ist sie, wenn sie nicht von der letztern geführt wird, und welch eine noch schalere Philosophinn! Sprache, noch vor geöfnetem Ohr!

Bewufstsein gleich auf die erste Rührung eines der dunkelsten Sinne! Fertigkeit in Räsonnement und Rede, noch ehe die mindeste Übung da war! Bildliche Ausdrücke von Sinnen her, die noch aller Empfindung verschlossen waren! Tiefe Metaphysik über ein paar verworrne, armselige Geruchsideen; . . . . welch ein Haufen von Abgeschmacktheiten, wovon gleich die erste mich hätte wecken sollen! Und kann ich denn die eben so grofse Abgeschmacktheit der Fragen vergessen, die sie über sich selbst, über ihre Natur, ihr Wesen aufwarf? Eine Seele, die sich fühlen, betasten läfst; eine Seele, die eine Figur hat; wie widersinnig! . . . obgleich immer noch weniger widersinnig, als eine Seele, die sich hören, die sich durch den Geruch erkennen läfst, die tönt und duftet! Denn Figur — —

Hier hielt er inne, bis er nach langem Nachsinnen fortfuhr: Nun? und was ist denn *Figur?* Was hat die Frage von der Figur der Seele für einen begreiflichen Vorzug vor der Frage von dem Ton oder dem Duft der Seele? In jeder derselben liegt die Abgeschmacktheit, das Unnsinnliche sinnlich erkennen, das was nur durch inneres Bewufstsein gefafst werden kann, der äufsern Empfindung unterwerfen zu wollen. Ist weiter unter jenen Fragen ein Unterschied, als dafs in der einen geforscht wird, wie die Seele den feinern; in der andern, wie sie den gröbern Sinnen erscheinen würde? Und ist das Eine zu fragen, im Grunde nicht eben so abgeschmackt, als das Andre zu fragen? —

Aber, woher rührte es denn, dafs es mir gleichwohl auf den ersten flüchtigen Anblick weniger abgeschmackt schien?

Daher vermuthlich: weil wir unter den sinnlichen Empfindungen immer die der dunklen Sinne auf die der klärern zurückzuführen, jene an diese zu knüpfen, sie nur in diesen, als ihnen einwohnend, als von ihnen abhängig, zu denken pflegen. An Figur und Solidität, diese Phänomene für Gefühl und Auge, schliefst sich nach unsrer Vorstellungsart, alles Andere an, was wir von Körpern kennen. Was tönt? was duftet? was schmeckt? So fragt alle Welt; und alle Welt glaubt diese Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das Ohr hört, die Nase riecht, die Zunge schmeckt, wenn eben da auch die Augen sehn und die Finger tasten können. An die sichtbare Erscheinung des Honigs binden wir seinen Duft, seinen Geschmack; und die sanfte Ründe seiner Bestandtheile, die mit so leichter Berüh-

rung über die Nervenspitzen des Gaumens hinwegrollen, muſs für Erklärung seiner Süſsigkeit gelten. Der Sehende will alles auf Gesichts-, der Blinde auf Gefühlsideen zurückbringen: und war es denn von meiner Bildsäule so abgeschmackt, wenn sie, mit noch verschloſsnem Auge und noch fühlloser Hand, auf den klärsten Sinn, womit sie bis dahin empfunden hatte, auf den Sinn des Gehörs, zurückging? —

Dennoch; daſs sie die innern Modificationen ihres eigentlichen Selbst, Denken und Empfinden, an die Idee eines Tons knüpfen wollte — nun freilich! wenn diese Ungereimheit ihr zu verzeihen war, so ist und bleibt sie doch Ungereimtheit. Indessen keine gröſsre, als die: jene Modificationen an eine Figur

knüpfen, sie als dieser einwohnend und von ihr unzertrennlich denken zu wollen. Wenn es schon in der Region äufserer Empfindungen Täuschung ist, die Ideen des einen Sinns so an die des andern zu hängen, und die einen als mehr substantiell, mehr für sich bestehend wie die andern zu denken; so ist es vollends grobe Täuschung, die innern Wahrnehmungen des unsinnlichen Selbst auf ähnliche Art an irgend eine äufsere Wahrnehmung gleichsam anhängen, sie in diese, als in ihr Grundwesen, gleichsam hineinbilden zu wollen. — —

Wornach aber frage denn ich, wenn ich, nach erkannten Eigenschaften und Kräften der Seele, noch immer fortfahre nach ihrem *Wesen* zu forschen? Nicht nach ihrer Figur: das wäre zu unphilo-

sophisch, zu abgeschmackt; sondern . . .
Hier hielt er abermals inne, schärfte den
innern Blick, was er konnte, und erstaunte am Ende, sich mit einer Antwort gemartert zu haben, eh' er sich noch der
Frage bewufst war. — Sollt' es denn
möglich seyn, rief er, dafs ich im Grunde
eben so abgeschmackt und noch ein wenig abgeschmackter, als meine Bildsäule,
erschiene? Denn diese, so wunderlich
ihre Fragen auch klingen mogten, wufste denn doch, was sie wollte. Sollt' ich
wirklich mit diesem mir angebornen Triebe, alle meine andern Empfindungen auf
die klärsten zurückzuführen, sie an diese
zu knüpfen und von ihnen abhängig zu
machen; sollt' ich mit diesem Triebe,
ohne mir's zu gestehen und ohne vielleicht es zu muthmafsen, auch die Erschei-

-scheinungen meines innern Selbst, Denken, Wollen, Empfinden, an die klärste meiner Vorstellungsarten, an die des Gesichts und Gefühls, haben anknüpfen wollen? Sollt' ich eben so unphilosophisch sinnlich, als irgend einer aus dem gemeinen Haufen, gleichsam gefragt haben: wie wohl meine Seele, wenn sie sichtbar wäre, dem Auge erscheinen würde? . . . Fast muſs ich fürchten, so ist's! Denn setzte ich nicht die Erkenntniſs des Wesens meiner Seele der Erkenntniſs ihrer Eigenschaften und Kräfte entgegen? Und was für Ursache dazu? Was trieb mich, auſser dieser letztern Erkenntniſs, noch jene andre zu suchen? Warum lieſs ich die ganze Summe aller ihrer Eigenschaften und Kräfte nicht für die ganze Seele gelten? — Wahrlich, ich fürchte: meine

träumende Phantasie hat meine wachende Vernunft beschämt; aber dann hätte sie ihr zugleich einen wichtigen Dienst gethan: sie hätte sie vor einem schimpflichen Irrwege gewarnet.

Doch ich will mich nicht übereilen. Für künftige Muſse will ich es aufſparen, die Richtigkeit dieses Gedankens zu prüfen. Was mir jetzt wahr scheint, ist dies: So weit ich in der Entwickelung der Kräfte und Eigenschaften der Seele kam; eben so weit kam ich in der Erkenntniſs von ihrem Wesen. Ich kenne noch nicht ihr Wesen; was heiſst das? Ich habe von jener Entwickelung nur noch einen so dürftigen Anfang gemacht. Schaute ich alle ihre Eigenschaften und Kräfte in ihrem innigsten Zusammenhange durch und durch, so würde ich eben damit ihr Wesen ken-

nen; denn die eine Erkenntniſs ist auch die andre: also will ich fleiſsig in der Erforschung von jenen fortfahren, und eben damit werd' ich zu einer hellern Erkenntniſs von diesem kommen.

ZWEI UND ZWANZIGSTES STÜCK.

DIE CURMETHODEN.

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte *Dümmler,* mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als dafs er sich selbst ertödte; dafs er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie *Drangsturm,* mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur dafs er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde

schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daſs er kein reiner Geist ist; der andre ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden mögte.

Sie beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn

Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war? kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloſse Gestalten von Menschen. Herr *von Schlaff* sah aus, wie das Fieber; Herr *von Quöch*, wie die Auszehrung; und Herr *von Hemm*, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Ärzte: Doctor *Süſs*, Doctor *Mark*, Doctor *Sinn*. Die beiden erstern waren nicht viel mehr als Empi-

riker oder Ärzte von Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor *Süfs* galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor *Mark* machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor *Sinn* ward von den Klugen gebraucht, und ging zu Fuſse; die andern beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr *von Schlaff* fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctors *Süfs*. Doctor Süfs fand in seinem Kranken nichts, als scharfgewordne Säfte, die er versüſsen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbne, die er früh oder spät herausschaffen müſste. Er griff also frisch zum Werke, versüſste, verdünnte, führte ab und aus

durch alle Wege und Öfnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuſs, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränke war Mandelmilch, und besonders Tisane von süſsen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten; und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele: und auch die schickte der Doctor Süſs mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr *von Quäch*, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, lieſs sich

durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors *Mark*. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel, Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bittrer Magenessenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matrazze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art,

glaubte Doctor Mark, müſste aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu gestärkte Herr von Quoch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte, und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoſs. — Seine China hatt' er noch eingenommen; Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr *von Hemm* an den demüthigen Fuſsgänger, den Doctor *Sinn*. Doctor Sinn sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse

Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen wollen, das hieſse bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieſse bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Übel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muſs auf beides zugleich bedacht seyn, und vor Allem muſs mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fibern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wiedergeben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlne Bewegung: und so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. — —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand ins Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der andre, daß sie sehr gut sei: jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht; und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute die einmal Partei genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

ZUSATZ.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bei der Wahl des Titels gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am besten zeigen. — Unter einem *Philosophen*, scheinen sie überhaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt: gleichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der *Welt*, das ganze gemengte Publicum, wo der Eine mehr für diese, der Andre mehr für jene Gegenstände ist, der Eine mehr diesen, der Andre mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war dabei zu beobachten, daſs nichts mit unterliefe, was für irgend einen der schon zu

dem feinern gebildetern Theile des Publicums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosophie über den Menschen enthalten muſs, so konnten die *Briefe über Emilia Galotti* hier nicht am unrechten Platze stehen, sobald sie nur sonst ihres Platzes werth waren. Dieses aber schienen sie doch immer zu seyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr scheinen, so viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen Statt finden mögten. Gegen den dritten Brief habe ich selbst eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzusetzen.

Es ist offenbar, dünkt mich, daſs der Verfasser in dem Charakter der Emilie einen sehr wesentlichen Zug übersehen

habe. Er scheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umstande herzuleiten: daſs sie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas so Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, gestört worden; und das zwar von einem Manne, der so viel zu bedeuten hat, und wenn er Ernst macht, so gefährlich ist, als der Prinz. Aber eigentlich entsteht wohl diese so groſse Schüchternheit aus dem Bewuſstsein, wie wenig sie sich selbst bei dem Prinzen zu trauen habe. Dieses erklärt sich schon Anfangs, ehe sie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich sagt, durch einige Züge, die zwar freilich, weil sie in Emiliens eignen Reden liegen, sehr fein sind; besonders aber erklärt es sich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer ist ihr erster Gedanke

auf ihre Mutter, der zweite auf den Grafen gerichtet. Was sie für diesen empfindet, scheint mehr Hochachtung und Freundschaft zu seyn, als Liebe; sie scheint ihm mehr aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber sie wagt es bei ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, diese strafbare Neigung zu nähren; sie kämpft ihr vielmehr aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick dessen, der diese Neigung in ihr erweckt hat. Eben hieraus nun erklärt sich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äufsert. Es ist völlig eben die Furcht, die sie Anfangs, da sie den Prinzen in der Messe sprach, und nachher da sie ihn in Dosa-

lo unvermuthet wiedersah, so schüchtern, so ängstlich machte. —

Um dem Verfasser der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch das hier anführen, was ihm zu seiner Entschuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Act *), kann er sagen, haben mich bei der Beurtheilung dieses Charakters irre geführt. Auch ist keine Rede der Emilie, die sich nicht so verstehen lieſse wie ich sie verstanden habe. Die Züge wodurch sie ihr Herz verräth, sind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweideutiger, weil der Liebhaber ein Prinz ist, gegen den sie sich aus einem weit allgemeinern Grunde so schüchtern zeigen könnte, als weil sie ihn liebt. Gleichwohl ist dieser Umstand im Charakter so wichtig, und hat auf die

*) Man s. oben S. 369.

Hauptscene des Stücks einen so großen Einfluß, daß er wohl durch mehr und durch bestimmtere Züge hätte sollen herausgehoben werden. In Nebensachen erläßt man dem Dichter eine zu ängstliche Vorbereitung, eine zu umständliche Entwickelung gern; aber über einen so wesentlichen und zur Einsicht ins Ganze so unentbehrlichen Punct, sollte er völlig bestimmt seyn. Man bedenke ferner, daß Emilie ihren Grafen, als einen sehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer sehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, gegen den sie wenigstens nicht den mindesten Widerwillen, vielmehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen eine noch ganz unentwickelte, noch gar nicht zur Reife